



Der Petersfriedhof.

## Architektur, Malerei, Plastik und Kunstindustrie in Salzburg.

### Die Vorzeit und der Romanismus.



Die vorgehichtliche Urzeit sowohl als auch die Periode der Römerherrschaft haben in Salzburg reichliche Spuren hinterlassen, welche von der technischen und künstlerischen Thätigkeit der ältesten Bewohner des Landes Zeugniß geben. Leider finden sich darunter aus der Vorzeit keine, aus der Römerzeit nur wenige und ruinenhafte Reste der Architektur. Was von solchen bis jetzt zu Tage kam, trägt wie leicht begreiflich die Charakterzüge der römischen Spätzeit, ihrer praktisch verständigen Baugrundsätze, ihrer technischen Solidität, aber auch ihres Kunstverfalles an sich. Von künstlerischem Schmucke verdienen nur die Mosaikfußböden, deren im Bereiche der einstigen Stadt Inuvium viele und zum Theile von hoher Schönheit aufgedeckt wurden, und einige schwache Überreste von Skulpturen Erwähnung.

Geraume Zeit erst nach den Stürmen der Völkerwanderung nahmen die Bajuwaren das entvölkerte Land in Besitz; mit ihnen kam das Element einer völlig neuen — germanischen — Cultur, die mit ihrer Befehrung zum Christenthume zugleich eine christliche wurde. Ihr Apostel, der fränkische Wanderbischof Rupert, gründete bekanntlich auf den Trümmern Zuvabums das heutige Salzburg. Aus der Geschichte erfahren wir, wie seine Schöpfung zu reichem Besitz, Ansehen und Macht gelangte und allmählig zu einem selbständigen geistlichen Staatsgebiete, dem östlichsten unter den zahlreichen Priesterstaaten des heiligen römisch-deutschen Reiches, heranwuchs. Ein volles Jahrtausend währte die Herrschaft des Krummstabes über das Land und drückte seinem gesammten Culturleben ihr Gepräge auf. Ihr Einfluß bestimmte auch die Entwicklung der heimischen Kunst; der Grundzug derselben mußte nothwendig ein kirchlicher werden. Dieser blieb durch alle Jahrhunderte überwiegend trotz des Glanzes profaner Bau- und Kunstwerke, mit dem die geistlichen Landesherren späterer Zeit sich umgaben. Eben darin liegt für Salzburg gegenüber den Nachbarländern und namentlich den altösterreichischen Provinzen ein gewisser unterscheidender Charakterzug. Er spricht sich am schärfsten in der kirchenreichen Landeshauptstadt, unverkennbar aber auch in allen anderen Theilen des Landes aus.

Von der Zeit, da die christlich-germanische Cultur sich künstlerisch verkörpert, zu selbständigen Kunstformen sich durchgerungen hatte, lösten auch hier wie überall die großen Stilperioden des Romanismus, der Gothik und endlich der Renaissance mit ihren Wandlungen einander ab. Jede dieser Stilperioden kam verhältnißmäßig spät ins Land und ging auch wieder spät von dannen. Man darf die volle Herrschaft des Romanismus für unser Land erst vom XII., jene der Gothik vom XV., jene der Renaissance endlich von dem Ausgange des XVI. Jahrhunderts an rechnen.

Für die Betrachtung der Architektur ist es vor Allem nöthig, zwischen Stadt und Land Salzburg zu unterscheiden. Dort baulicher Prunk und Formenreichtum bis zum Übermaß, wie auf deutschem Boden wenige Städte gleichen Ranges ihn aufzuweisen haben, hier das entschiedenste Gegentheil. Die Stadt mit ihren Kirchen, Kuppeln und Thürmen, mit ihren breitgelagerten Palästen und Klöstern, ihren Zierbrunnen und Denksäulen auf imposanten Plätzen, neben und zwischen welchen das bürgerliche Wohnhaus, in engen Gassen gequetscht und in seiner Entwicklung nach innen gedrängt, eine bescheidene Rolle spielt, trägt einen ins Große gehenden monumentalen, mehr vornehmen als anheimelnden Zug, der stark an die Fremde und zumal an den Süden mahnt; im Lande nichts von alledem. Vergebens sucht man hier nach einem alten Baudenkmal von mehr als gewöhnlichem Schlage; kein stolzes Herrenschloß, kein gastlich leuchtendes Kloster- oder Stiftsgebäude, kein anderes Bauwerk von imponirender Erscheinung — Alles schlicht, auf das Bedürfniß beschränkt, gering an Umfang und arm an Form. Selbst die Kirchen, womit

das Land förmlich überflutet ist, folgen rein baulich betrachtet mit wenigen Ausnahmen diesem allgemeinen Zuge. Die bürgerliche Bauweise blieb außerhalb der Stadt völlig unbedeutend oder hielt sich an die von dort ausgegangenen mehr eigenartigen als mustergiltigen Formen. Einzig nur die bäuerliche Architektur brachte es im Lande zu einer eigenthümlichen, in ihrer Art nicht uninteressanten Entwicklung. Das Salzburger Bauernhaus weist nicht weniger als drei wohl unterscheidbare Typen auf und in jedem derselben Exemplare von vollkräftig ausgebildeter Form, der selbst künstlerische Zier nicht gänzlich mangelt. Manches Bauernhaus im Gebirge könnte man füglich ein Bauernschloß nennen, sowie umgekehrt dort manches sogenannte Schloß von einem Bauernhofsich wenig unterscheidet.

Und nun zu einer kurzen Revue der salzburgischen Bauwerke nach der historischen Zeitfolge ihres Entstehens! Von den Bauten der frühesten altchristlichen Zeit bis herab ins XI. Jahrhundert besitzt die Stadt, und fügen wir gleich hinzu, auch das Land Salzburg heute nichts mehr; so viele deren die alten Chroniken nennen, sind sie sammt und sonders bis auf die letzte erkennbare Spur verschwunden. Als ein historisch bedeutungsvolles Erbstück der christlichen Frühzeit, diesseits der Alpen wohl das einzige seiner Art, obschon kein eigentliches Bauwerk, mögen nur die bekannten Felsengrotten in der Wand des Mönchsberges bei St. Peter: die Maximus-, Rupert- und Aggydius-Kapelle hier Erwähnung finden. Der ob seines malerisch-romantischen Reizes berühmte St. Petersfriedhof besitzt in ihnen seine ältesten und weihvollsten Denkmale. Sie haben schon die Zerstörung Savarums erlebt und Märtyrerblut gesehen; einige Gelehrte wollen daselbst sogar manche Verwandtschaft der Anlage mit den Kapellen der römischen Katafomben erkennen.

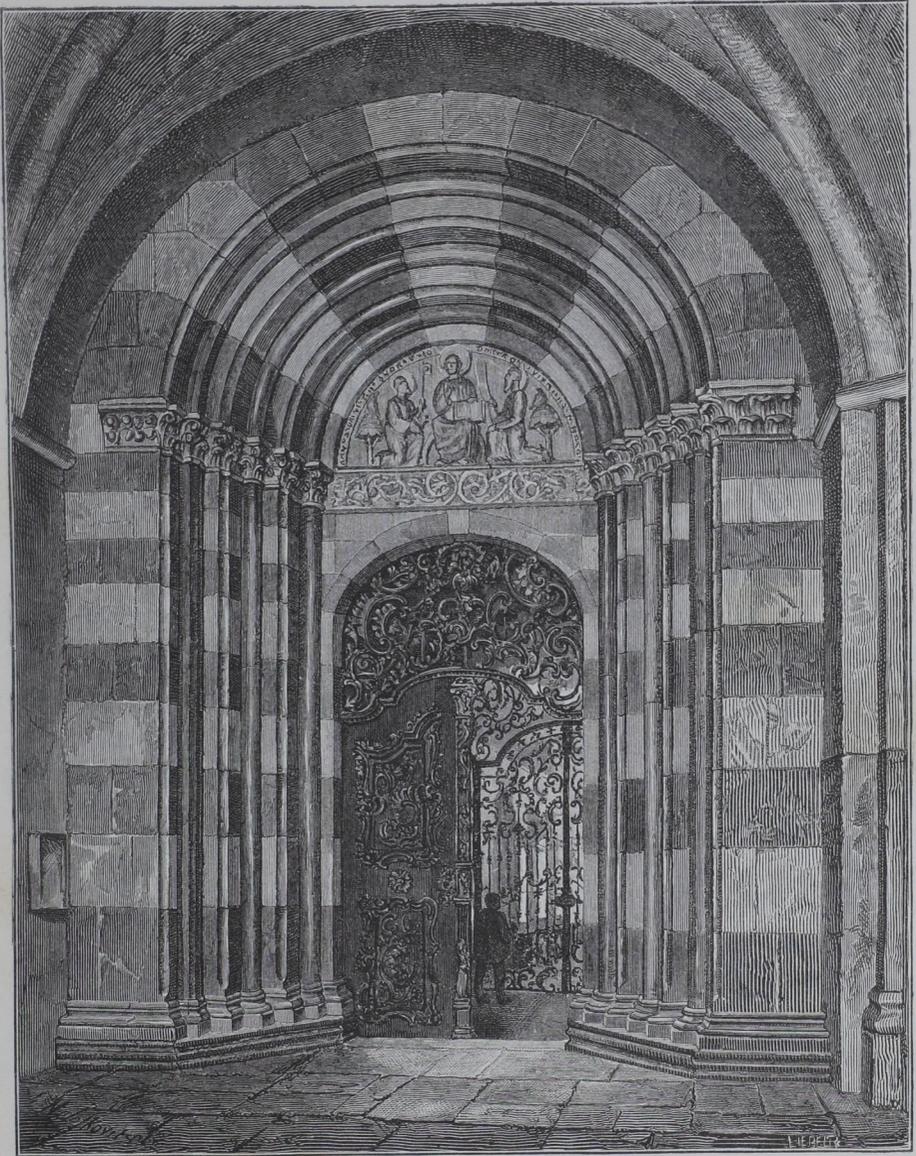
Auch aus der Zeit des Romanismus ist der heutige Besitz Salzburgs an Baudenkmalen und Bauresten verhältnißmäßig gering. In der Stadt Salzburg können wir nur drei Bauobjecte nennen, die wenigstens in ihren Grundformen sich noch als Schöpfungen jenes ältesten voll entwickelten Baustiles der christlich-germanischen Zeit darstellen. Darunter nimmt dem Alter nach die erste Stelle der Kreuzgang des Frauenstiftes Nonnberg ein. Er bildet ein Viereck von kleinen Dimensionen, in deren, noch wenig entwickelten Formen ausgeführt, die er völlig unentstellt bis zur Gegenwart sich erhalten hat. In seiner Gewölbebildung, seinen Rund- und Halbkäulen, seinen Bogenöffnungen gegen den freien Hofraum trägt er unverkennbar die Merkmale frühromanischer Bauweise an sich. Man irrt kaum, wenn man ihn dem XI. Jahrhundert zurechnet und darin einen ehrwürdigen Überrest jenes Baues erblickt, welchen das Kloster seinem zweiten Gründer, dem Kaiser Heinrich II., um den Anfang jenes Jahrhunderts verdankte. Unter den noch bestehenden Bauanlagen dieser Art auf deutschem Boden dürfte er somit den Ruhm des höchsten Alters in Anspruch nehmen. Auch das Kapitelshaus und einige weitere

Innenräume des durchaus modernisirten Stiftsgebäudes tragen noch deutlich die Spuren des romanischen Ursprunges an sich. Desgleichen die gothisch umgebaute Kirche, die wir später werden kennen lernen.

Die Benedictiner-Stiftskirche St. Peter leitet ihr Entstehen auf den heiligen Rupert, den Gründer Salzburgs, zurück. Sie ist sohin die eigentliche Mutterkirche der Stadt und des Erzstiftes und war bis zum Dombaue Bischof Virgils um 750 auch die bischöfliche Kathedrale. Ein Brand zerstörte sie 847, ein zweiter 1127, worauf sie bis 1131 vom Grunde neu erbaut wurde. Dieser letztere Bau steht noch heute im Grundrisse vollkommen, im Aufbaue größtentheils erhalten vor uns, freilich mit einer Menge von Zuthaten späterer Jahrhunderte, aus deren Hülle die altehrwürdige Basilika fast nur mehr dem Kennerauge wie eine Schattengestalt entgegentritt. Das Innere zeigt noch am deutlichsten die romanischen Grundformen in nicht unbedeutenden Dimensionen und edlen Verhältnissen: ein schmales, lang gezogenes Mittelschiff von beträchtlicher Höhe, niedrige Abseiten mit rundbogigen Arcaden und einer wechselnden Säulen- und Pfeilerstellung dazwischen, ein stark erhöhtes Querschiff mit Kuppel über der Vierung. Dem Mittelschiffe ist an der Westfront der Thurm mit Kapellenräumen zu beiden Seiten und diesem wieder eine Vorhalle, die noch ihr spätromanisches Kreuzgewölbe mit derben unprofilirten Rippen trägt, vorgebaut. Die einstigen Apsiden, die Krypta unter dem Querschiffe und Chore, die getäfelte Flachdecke, endlich der romanische Gemälde Schmuck der Innenwände, von dessen ehemaligem Bestande wir durch die Chronik und durch neuestens erst entdeckte Überreste sichere Kunde haben, mußten der Modernisirung weichen. Eine solche erlebte die alte Kirche zu wiederholten Malen, im XVII. und noch gründlicher in der Spätzeit des XVIII. Jahrhunderts. Der ursprüngliche Bau erscheint nunmehr nach innen wie nach außen in das Gewand schnörkelreichen Rococos gehüllt, mit nicht weniger als sechzehn von Gold und Marmor strotzenden Altären, Gewölbe und Wände mit neueren Gemälden höchst verschiedenen Werthes bedeckt und mit einem sinnlosen Gefräusel von Stuccaturen übersponnen.

Die Neuerung ist so energisch, aber in ihrer Art auch so harmonisch durchgeführt, daß hier eine Rückkehr zum Alten weder mehr zu hoffen noch selbst zu wünschen ist. Umfoweniger als auch das Neue unbestreitbar manches künstlerisch Werthvolle aufweist, wovon wir Einzelnes später nennen werden.

Ein Juwel bewahrt die Kirche noch aus romanischer Zeit: ihr Hauptportal an der westlichen Frontseite des Thurmes unter der schon erwähnten Vorhalle. Es dürfte gleich dieser etwas jüngeren Alters als die Kirche selbst sein und entstammt wahrscheinlich der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Das Portal, in zweifarbig wechselndem Marmor ausgeführt, folgt in seiner Anlage dem gemeinsamen Typus aller romanischen Portale,



Das Hauptportal der Benedictiner-Stiftskirche St. Peter.

aber mit ungewöhnlicher Höhenentwicklung und mit kräftiger Durchbildung des Details. Das von einer Umschrift mit dem leoninischen Vers:

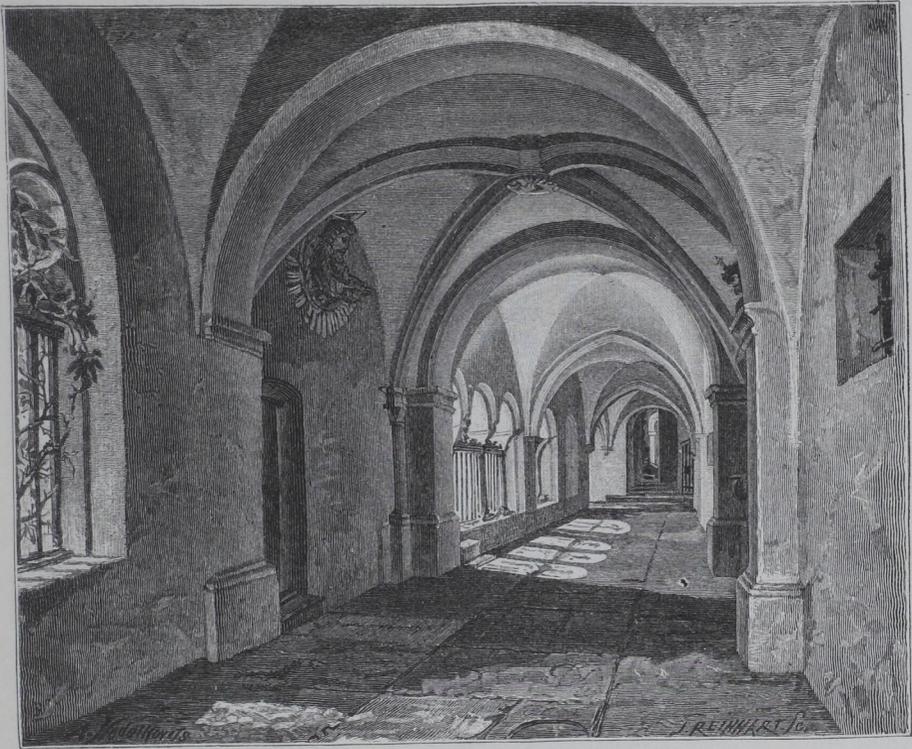
Janua sum vitae, salvandi quique venite,  
per me transite, via non est altera vitae

eingerahmte Tympanon zeigt in Relief den thronenden Christus mit den Aposteln Petrus und Paulus zu beiden Seiten.

Die an die südliche Stirnseite des Querschiffes angebaute Katharinenkapelle, 1227 geweiht, ist im Innern vollständig umgestaltet, zeigt jedoch nach außen noch wohl erhalten die halbrunde Chorapside mit Gliederung der Wandflächen durch Halbsäulchen und einem derben Bogenfries darüber.

Das dritte Baudenkmal des Romanismus in Salzburg ist das Langhaus der Franciscanerkirche U. L. Frau. Diese ansehnliche Kirche, im Mittelalter Pfarrkirche der Stadt, besteht zweifellos seit dem XI. Jahrhundert. Sie erlebte mancherlei Unfälle, Um- und Neubauten, die von dem ältesten Gebäude keinen sichtbaren Rest übrig ließen, dafür aber alle drei Hauptstilperioden der kirchlichen Baukunst in bedeutenden Schöpfungen und in origineller, fast wunderbarer Verschmelzung zum Ausdruck brachten. Die Kirche besteht aus zwei Hälften von annähernd gleicher Größe: einem hohen gothischen Chore, in der Gestalt einer Rotunde ähnlich (38 Meter lang, 32 Meter breit, 30 Meter hoch) und dem beträchtlich niedrigeren romanischen Langhause (33 Meter lang, 25 Meter breit, 17 Meter hoch); an der Verbindungsstelle beider steigt ein überaus schlanker gothischer Thurm zu imposanter Höhe (beiläufig 70 Meter) empor. Im Innern des Chores endlich wird durch reichbelebte Einbauten der Renaissance das pittoreske Stilgemenge vollendet. Das Langhaus der Kirche, das uns vorderhand allein beschäftigt, hat nach außen unter mannigfachen Zubauten und grausamer Dünche sein romanisches Gepräge völlig eingebüßt. Einzig nur das Hauptportal inmitten der jämmerlich verzopften Westfront zeigt edle, wiewohl gänzlich schmucklose romanische Formen, in Marmor ausgeführt. Das Innere dagegen stellt sich heute noch als ein ungemein klar entwickelter Bau der Übergangsepoch zur Gothik dar. Seine Entstehungszeit ist urkundlich nicht bekannt, darf aber nach dem Bauarakter völlig sicher der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts zugerechnet werden. Das Mittelschiff wie die zur Hälfte niedrigeren Seitenschiffe tragen sämtlich noch rundbogige Kreuzgewölbe, ersteres mit derb geformten Rippen und Gurten, die jeder Profilierung ermangeln. Kräftige Viereckspfeiler mit vorgestellten Halbsäulen stützen die Gewölbe und trennen die Schiffe, die Arcaden dazwischen zeigen bereits den Spitzbogen. Vielfach treten an den Pfeilern noch die romanischen Blättercapitäl und attischen Vasen mit dem charakteristischen Eckblatte aus der Dünche, die leider auch hier arg gewirthschaftet hat, erkennbar hervor.

Auch die gothische Osthälfte dieser Kirche mit dem Chore erfreut sich noch des Schmuckes eines prächtigen streng romanischen Portals, das in Aufbau wie in decorativer Durchführung aus zweifarbig wechselndem Marmor jenem der Stiftskirche St. Peter nahe verwandt und im Kunstwerth ebenbürtig zur Seite steht. Dasselbe nahm zweifellos ursprünglich die Stirnseite eines romanischen Querschiffes ein, welches dem gothischen Chorbaue weichen mußte; gegenwärtig ist ihm der Thurm vorgebaut und bildet dazu die



Kreuzgang im Stift St. Peter.

Eingangshalle. Es darf unbedenklich angenommen werden, daß dieses Prachtportal älter als das Langhaus, ungefähr gleichzeitig mit jenem von St. Peter und ebenso unter dem Einflusse italienischer Kunstübung entstanden ist.

Die Nähe Italiens und dessen Einwirkung macht sich in den romanischen Bau-  
denkmälern Salzburgs überhaupt mehrfach bemerklich. Insbesondere sei hier nur der  
Löwenfiguren aus Marmor gedacht, die sich in der Stadt und ihrer Umgegend (Berchtes-  
gaden, Reichenhall) zerstreut vorfinden. Sie hatten einst an den Kirchenportalen als  
Wächter und Säulenträger ihren Platz, wie man sie in Italien noch heute in Menge trifft.

Einige derselben zeigen auf dem Rücken noch den Rumpf der Säule, die sie ehemals zu tragen hatten.

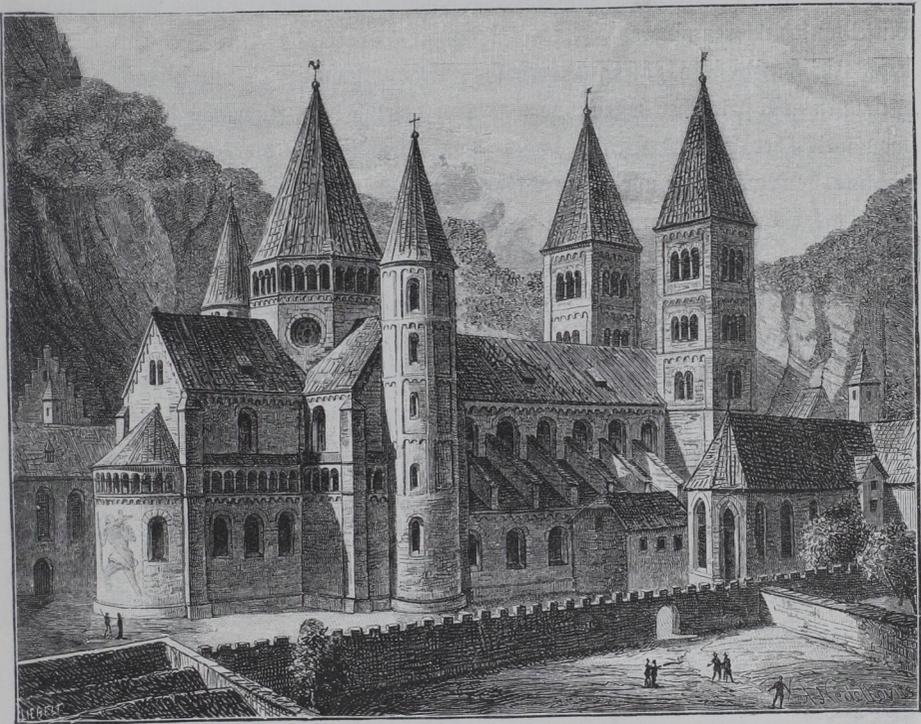
Endlich ist noch der Kreuzgang im Stifte St. Peter hier kurz zu erwähnen. Er ist in seiner heutigen Anlage und Ausdehnung größtentheils ein Werk des XVII. Jahrhunderts, schließt aber nicht unbeträchtliche Baureste romanischen und spätgothischen Stiles in sich. Der romanische Theil namentlich, mit wechselnder Säulen- und Pfeilerstellung, mit kräftigen Kämpfern und mannigfachen, offenbar aus verschiedener Zeit stammenden Capitalen und Basen, bildet heute die anziehendste Partie der im Übrigen ziemlich nüchternen Bogenhallen.

Über die im Bereiche der Stadt noch außerdem vorhandenen kleineren Denkmale und Bruchstücke von Gebäuden romanischen Alters und Stiles, wie Grabsteine, Capitalen, Säulenfüße, Reliefs und andere Sculpturen, müssen wir natürlich hinweggehen.

Bei weitem das größte kirchliche Bauwerk, das der Romanismus in Salzburg geschaffen, ging durch ein beispielloses Verhängniß zu Grunde: der ehemalige Salzburger Dom. Bischofs Virgil ersten Dom aus dem VIII. Jahrhundert, an gleicher Stelle, wo der heutige steht, hatten seine Nachfolger im Laufe der weiteren Jahrhunderte zu einem imposanten Münster ausgestaltet, einem Baudenkmal ersten Ranges, das nach Allem, was wir davon wissen, in Süddeutschland nicht Seinesgleichen hatte und den berühmten romanischen Domen des Rheinlandes kaum nachstehen mochte. Die davon erhaltenen Nachrichten und Abbildungen gestatten noch eine völlig deutliche Vorstellung des verschwundenen Bauwerkes. Sie zeigen uns einen mächtigen Quaderbau romanischen Stiles, eine dreischiffige Basilika mit Querschiff, Apsis und Krypta, zwei Thürmen an der Westfront, zwei weiteren an den Stirnseiten des Querschiffes und einer gewaltigen Kuppel über der Bierung. Zierliche Triforiengänge belebten die sämtlichen Außenwände der Kirche und Kuppel. Die Jahrhunderte fügten jedes in seiner Art dem Bauwerke, dem stolzen Mittelpunkte Salzburgs und Wahrzeichen seiner kirchlichen Machtstellung, mancherlei Neues hinzu, erhöhten fortwährend den Glanz seiner Erscheinung, füllten den Innenraum allmählig mit achtzehn Altären, unzähligen Grab- und Denkmälern, aber sie änderten nichts Wesentliches an seiner Gestalt. Selbst die baulustige Gothik beschränkte sich auf den Einbau eines sculpturreichen Prachtportals, Paradies genannt, und vielleicht noch ein paar kleinere Zuthaten. Der Dom blieb im Großen und Ganzen ein Baudenkmal des Romanismus bis zu seinem Untergange.

Diesem bereitete ein Brandunglück — der siebente der Dombürände, von denen uns die Chronik erzählt — in einer Decembernacht des Jahres 1598 vor, vollendet wurde er aber durch die ungezügelt Baukunst und den Übermuth des damaligen Landesherrn, Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau. Der Brand hatte im Dome fast nur das

Brennbare zerstört, ohne dem Baue selbst großen Schaden zuzufügen; Wolf Dietrich jedoch benützte ihn als willkommenen Anlaß, um an Stelle des alten Münsters, der seinem Geschmack und Stolz nicht mehr genügte, einen Prunkbau der Renaissance aufzuführen. Diesen hochfliegenden Plänen, nicht dem Brande fiel der Dom zum Opfer. Trotz des Schmerzes und lauten Murrens der Bürgerschaft schritt Wolf Dietrich nach einem Scheinversuche der Wiederherstellung zum Abbruche des Gebäudes. Nicht weniger als sieben



Der ehemalige Dom in Salzburg.

Jahre währte die traurige Arbeit, ungeachtet sie mit einer Hast und Schonungslosigkeit, die geradezu vandalisch genannt werden muß, vollzogen wurde. Kein Bauheil, kein Kunstwerk, kein altes Denkmal entging der Vernichtung. Salzburg besitzt heute trotz der verhältnißmäßig kurzen Zeit kaum ein Stückchen mehr, das man mit Gewißheit als Überrest seines einstigen Domes bezeichnen könnte.

Im Laufe des Mittelalters hatte sich ein großer Complex von Gebäuden kirchlicher Bestimmung, das Domstift mit Kreuzgang und Capitelhaus, der Domfriedhof und ein halbes Duzend romanischer und gothischer Kapellen um den Dom gelagert; sie wurden sammt und sonders mit ihm dem Erdboden gleich gemacht.

Diese gewaltsame Zerstörung des Domes mit Allem, was drum und dran hing, war für das ganze geschichtliche Leben Salzburgs ein Riß, viel tiefer und nachhaltiger wirkend, als es oberflächlich betrachtet scheinen mag. Aber auch die Kunstgeschichte, und nicht die salzburgische allein, hat Ursache genug den Verlust zu beklagen. Für sie bedeutet der zerstörte Dom ein herausgerissenes Blatt, das zu mancher dunklen Frage den Schlüssel geboten hätte. Was aus romanischer Zeit Salzburg noch besitzt, ist trotz der Bedeutung des Einzelnen loses Stückwerk, dem mit dem Dome der zusammenhaltende und lichtgebende Mittelpunkt verloren ging.

Im Lande Salzburg außerhalb der Hauptstadt ist es mit romanischen Baudenkmalen noch spärlicher bestellt, obwohl man daselbst beim Ausgange jener Stilperiode schon weit über hundert Kirchen zählte. Vor Allem ist hier die Benedictinerstiftskirche Michaelbeuren an der nördlichen Landesgrenze zu nennen; ähnlich wie St. Peter stellt sie sich als ein in den Grundformen wohlerhaltenes, leider freilich auch ebenso energisch modernisirtes Bauwerk romanischen Alters, als langgestreckte dreischiffige Pfeilerbasilika ohne Querschiff dar. Auch das romanische Portal hat die Kirche in der ursprünglichen höchst einfachen Gestalt mit beinahe rohen Formen sich leidlich bewahrt. Nach der Chronik des Stiftes stammt das Gebäude noch aus der Spätzeit des XI. Jahrhunderts. — Die Burgkapelle des Hochschlosses Werfen im Pongau verräth in der halbrund auspringenden Apsis, dem oblongen Schiffe und den kleinen rundbogigen Fenstern gleichfalls noch deutlich die romanische Anlage. Ein bedeutameres Überbleibsel dieses Stiles besitzt sie aber in den Marmorbalustraden ihrer zwei Emporen mit theils runden, theils achteckigen Säulchen, welche mit kräftigen, streng romanischen Würfel- und Blättercapitälen vorzüglichster Sculptur, leider stark übertüncht, geziert sind. — Wenn wir endlich das schadhast erhaltene romanische Portal der Pfarrkirche Stuhlfelden im Pinzgau anführen, sind die nennenswerthen Reste dieses Baustiles im Lande aufgezählt. Nur in den abseitigen Gebirgstälern steckt hier und da ein weltvergessenes Kirchlein, einfach bis zur Stillosigkeit, ohne Schmuck und Kunst gebaut, doch mit ausgesprochenem romanischen Altersgepräge, das ihm die Armuth und Einsamkeit erhalten haben. Einen auffälligen Gegensatz hierzu bilden die baierischen, einstmals salzburgischen Nachbargebiete von Reichenhall, Laufen und Berchtesgaden mit ihren vielen und höchst bedeutsamen Baudenkmalen romanischen Stiles. Sie entstanden zweifellos unter dem unmittelbaren Einflusse von Salzburg aus und gehören strenge genommen in den Bereich seiner Kunstgeschichte.

Der Übergangszeit zur Gothik — Ende des XIII. bis Mitte des XIV. Jahrhunderts — verdankt endlich unser Land eine Reihe stattlicher Kirchenthürme, zum Theile Quaderbauten, die noch heute in ihrer alten, wenig veränderten Gestalt in die Ferne leuchten. Wir nennen als die ansehnlichsten jene zu Hallein, Radstadt, Hofgastein, Taxenbach und

Saalfelden. Sie tragen die Merkmale des Überganges an sich: auf einem kräftigen, meist schon im Spitzbogen eingewölbten Unterbaue erhebt sich der Thurm vierseitig ohne Verjüngung in Geschosse getheilt mit romanischen Lisenen, Bogenfriesen und gekuppelten Schallfenstern. Diese schön gegliederte romanische Fensterbildung hielt man sogar noch durch die ganze Zeit der Gothik hierzulande mit Vorliebe fest.

Sollen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die romanische Sculptur und Malerei werfen, die als Schwesterkünste mit der Architektur Hand in Hand zu gehen pflegen, so gibt es hierüber wenig zu sagen. Die hoch gesteigerte Bauhätigkeit Salzburgs im frühen Mittelalter läßt sicher auch auf einen entsprechenden Stand jener verwandten Kunstzweige schließen, zumal die Übung der Künste dazumal fast ausschließlich in geistlichen Händen lag; allein von ihren Werken, die dem Zahne und Wechsel der Zeit leichter unterliegen, ist die auf uns gekommene Erbschaft höchst gering. Sie reicht nicht hin, um daraus ein Gesamtbild zu gewinnen, zumal wir von dem Wenigen, was noch vorhanden ist, weder den Ursprungsort noch den Meister kennen. Auch hier fühlt man insbesondere die Lücke, die der Abbruch des alten Domes gerissen hat.

Der decorativen romanischen Sculpturen in Capitalen, Friesen und dergleichen haben wir bei den betreffenden Bauwerken schon kurz erwähnt. Von figürlicher Bildnerei nehmen das erste Interesse die Madonnenstatuen in Anspruch, welche Tradition und Volksglaube als Steingußwerke des kunstgeübten salzburgischen Erzbischofs Thiemo (1090 bis 1101) bezeichnen. Die schönste und größte derselben prangt in Gold gefaßt auf einem Seitenaltare der Stiftskirche St. Peter, eine beträchtlich kleinere, aber nicht minder schöne besitzt als verehrtes Gnadenbild die Pfarrkirche Altenmarkt im Pongau; auch in anderen Kirchen unseres Landes (Mülln, Magglan, Großmeim, Irrsdorf, Radstadt) wie der Nachbarländer begegnet man solchen „Thiemonischen“ Marienstatuen. Sie stellen sämmtlich die Madonna in stark ausgebeugter Haltung stehend als Gottesmutter mit dem Kinde auf dem Arme dar. Die neuere technische und künstlerische Untersuchung, so weit eine solche bis jetzt stattgefunden, bestätigt weder den Steinguß noch das Thiemonische Alter; nach ihrem allerdings noch nicht gänzlich abgeschlossenen Ergebnisse sind die Figuren aus einer cementartigen Steinmasse nicht gegossen, sondern mit freier Hand geformt und Werke des XIII. bis XV. Jahrhunderts. Die vorzügliche Arbeit in Ausdruck und Gewandung, die bei den obigen zwei Statuen zu hoher Anmuth und Würde sich steigert, spricht in der That sofort für ein jüngerer Alter, obwohl deren Gesamtcharakter noch vorwiegend romanisch ist. Die angeblich gleichfalls Thiemonische Madonna zu Großmeim trägt sogar auf dem Sockel die Jahreszahl 1473. Möglich immerhin, daß der Ursprung dieser ehrwürdigen und interessanten Bildwerke auf Thiemo, der ja ein Schüler des kunstberühmten Klosters Hirzau war, zurückreicht.

Eine kurze Erwähnung verdienen noch die vielen romanischen Grabsteine in St. Peter, Nonnberg und anderen Orten. Sie stammen zumeist aus dem XIV. Jahrhundert; ihre höchst einfache Ausführung in Marmor, mehr Gravirung als Sculptur, läßt den Übergang zur Gothik deutlich verfolgen.

Den Gemäldebeschuß in Fresco, womit der deutsche Romanismus die Innenwände seiner Kirchen, eine Bilderbibel für das Volk, zu bekleiden liebte, haben bekanntlich die folgenden Jahrhunderte, soweit er überhaupt erhalten blieb, unter Tünche und Stucco vergraben. Reste davon treten bei neueren Restaurirungen gar oft zu Tage; auch in unserer Stiftskirche St. Peter war dies erst jüngst der Fall. Ein einziges Denkmal solcher Art, dafür aber von höchster kunsthistorischer Bedeutung, blieb uns in Salzburg erhalten: eine Reihe uralter Frescobilder in der Frauenstiftskirche Nonnberg. Der dunkle abgesperrte Vorraum, in welchem sie sich befinden, rührt ohne Zweifel von dem Kirchenbaue Kaiser Heinrichs II. aus dem Anfange des XI. Jahrhunderts her. Die Nord- und Westwand desselben ist von neun nach oben rund geschlossenen Nischen durchbrochen, von welchen jedoch nur mehr vier ganz offen, die übrigen durch spätere Umbauten, besonders durch die Pfeiler eines eingefügten Gewölbes zur Hälfte vermauert oder weggebrochen sind. Die flache Hinterwand dieser farbig eingefassten Nischen zeigt die lebensgroßen Brustbilder von Heiligen, nicht eigentlich *al fresco*, sondern mit Temperafarben auf trockenen Kalk oder Gyps gemalt. Es sind durchaus feierliche Gestalten mit dem Gepräge ruhiger Größe und Erhabenheit, an byzantinische oder ravennatische Mosaiken erinnernd; die Köpfe mit rundem Nimbus im Ausdrucke ernst, beinahe starr, die Gewandung in leichten Linien einfach und edel mit gedämpften Farbentönen gehalten. Die neuere Kunstforschung setzt das Alter dieser ehrwürdigen Bilder in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts, was mit der Bauzeit der Kirche Heinrichs übereinstimmt. Die Tradition jedoch, sogar von einzelnen Gelehrten unterstützt, will ihnen noch höheres Alter, selbst bis zu Karl dem Großen hinauf zuerkannt wissen.

Das andere Gebiet romanischer Malerkunst, die Miniaturenmalerei, war und ist noch immer, trotz der Auswanderung vieles Werthvollen, in Salzburg ansehnlich vertreten. Obenan steht hier das berühmte Antiphonar des Stiftes St. Peter aus dem XIII. Jahrhundert mit nahe an 500 großentheils prachtvollen Initialen und Miniaturen auf Goldgrund. Auch die k. k. Studienbibliothek besitzt schöne Arbeiten dieser Art. Nicht weniger als 136 mittelalterliche Handschriften, darunter 15 mit Miniaturen von hohem Werthe, kamen nach der Säkularisation von Salzburg nach München und bereichern dort die Schätze der königlichen Hofbibliothek.

Es würde zu weit führen, die Kostbarkeiten alle aufzuzählen, welche die Schatzkammern des Domes, sowie der Stifte St. Peter und Nonnberg an Erzeugnissen der

romanischen Textil- und Kleinkunst, an liturgischen Gewändern und Geräthen, Reliquiarien, Elfenbein- und Emailarbeiten besitzen. Sie sind größtentheils aus kunsthistorischen Fachblättern und Büchern schon längst bekannt. Auch im städtischen Museum finden sich einige durch Alter und Form interessante Objecte dieser Art. Das berühmte Antependium des Domschatzes, der Speisefelch in St. Peter, das Faldistorium in Ronnberg gelten als Seltenheiten ersten Ranges. Freilich ist der heutige Reichthum kaum mehr zu vergleichen mit dem einstigen; der kostspielige Dombau des XVII. Jahrhunderts, die Neuerungsjucht der Barockzeit, endlich und ganz besonders die der Säkularisation gefolgten Kriegsjahre haben unter den alten Schätzen gewaltig aufgeräumt.

### Die Zeit der Gothik.

Die Gothik, die wunderbare Tochter des Romanismus, die in engem Formenkreise es zu so hohem Zauber der Erscheinung gebracht, kam wie ihr Vorläufer spät ins Land, so spät, daß ihr zur Herrschaft nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum, wenig über ein Jahrhundert offen blieb. Die Zeit ihrer Hochblüte, das XIV. Jahrhundert, ist für Salzburg überhaupt eine unruhige, durch innere und äußere Kämpfe vielfach bewegte, der Kunstentwicklung und speciell der Bauhätigkeit ungünstige gewesen. Erst mit dem XV. Jahrhundert kamen wieder bessere Tage; sofort erwachte auch wieder eine frischere Baulust, und zwar im neuen — gothischen — Stile. Allein dieser war inzwischen selber alt geworden und seine beste Triebkraft bereits erschöpft. So war es fast nur mehr die Spätgothik mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, deren sich das Land, die Hauptstadt nicht ausgenommen, erfreuen konnte.

Diese kurze Periode der Spätgothik bietet indeß mannigfaches Interesse. Nicht in der Größe und Schönheit, sondern in der Menge dessen, was sie schuf, liegt hierzulande ihre Bedeutung. Das XV. Jahrhundert war für Salzburg eine goldene Zeit. Die früheren Kämpfe und Wirren hatten ausgetobt, Tauernhandel und Bergsegen schütteten ein Füllhorn von Wohlstand über Stadt und Land, Alles konnte sich im lange entbehrten Frieden und Gedeihen. Da regte sich auch durch alle Kreise eine frische fröhliche Schaffenslust und allerorts, nicht blos bei den Hohen, sondern auch bei Bauern und Bürgern fing man zu bauen an. Nichts Großes, aber erstaunlich Vieles, keine stolze Burg, kein hochragender Münster, aber ein Gewimmel von Kirchen und Kirchlein, einfach bis zur Nüchternheit, dabei jedoch verständig, solid und wetterfest, wie man es im rauhen Berglande brauchte, liebte und verstand. Es will etwas sagen, daß in dem einzigen Jahrhundert das kleine dünn bevölkerte Erzstift über 150 Kirchen, theils vom Grunde neu, theils an Stelle älterer entstehen sah. Alles natürlich spätgothisch, ohne den Prunk und Zieratenschwulst, doch in der strengen Gesetzmäßigkeit, Harmonie und Würde, mitunter selbst Kühnheit des

überreifen Baustiles. Von den gothischen „Brüsseler-Spizen aus Stein“ lernte Salzburg nichts kennen. Durch seine Gothik ging vom Anfang bis zum Ende ein naturwüchsiges, rustikales, im Gegensatz zu dem von Hierarchie und Adel getragenen Romanismus geradezu demokratischer Zug.

In dem besprochenen Sinne, freilich auch nur in diesem, darf man das XV. Jahrhundert als eine Blütezeit der Architektur in Salzburg bezeichnen. Erwägt man noch die rege Bauhätigkeit, die dazumal neben dem kirchlichen auch auf profanem Felde herrschte, wie auch den großen künstlerischen und gewerblichen Bedarf zur stilgerechten Ausstattung und Ausschmückung der vielen Bauten, so wird man jenes glückliche Jahrhundert wohl besser noch eine Blütezeit des gesammten heimischen Kunst- und Gewerbelebens nennen.

Die Stadt Salzburg besitzt unter ihren 34 Kirchen gegenwärtig noch acht gothische, die sich ihren Baustil wenigstens nach einer Seite, nach innen oder außen, ziemlich unverfehrt bewahrt haben. Den ersten Platz nimmt die schon einmal genannte Franciscanerkirche U. L. Frau oder genauer die östliche gothische Hälfte derselben sammt dem Thurme ein. Sie ist ein kühner Quaderbau von ansehnlichen, oben bereits angegebenen Dimensionen, aus dem augenscheinlich eine großartige Hallenkirche hätte werden sollen. Wie es der Gothik nicht selten passirte, blieb das Werk auf halbem Wege stecken und ließ von der älteren romanischen Kirche das Langhaus stehen. So entstand ein Ganzes von eigenartiger, fast bizarrer Wirkung, nicht ohne malerischen Reiz. So schwer und düster die eine Hälfte, so hochräumig, leicht und hell ist die andere.

Dieser gothische Theil der Kirche zeigt nach außen kahle ungegliederte Wände, die nur durch ein Kranzgesimse mit Bogenfries belebt und von mächtigen Fenstern mit Maßwerk durchbrochen sind. Bei weitem wirkungsvoller ist der Innenraum. Er präsentirt sich als Hallenbau mit weitgezogenem polygonen Schlusse (siebenseitig aus dem Zwölfeck) und drei gleich hohen Schiffen, von welchen die beiden Seitenschiffe als sogenannter Chorumgang das mittlere im Halbkreise einschließen. An diesen reiht sich noch ein Kapellenkranz zwischen den nach einwärts gezogenen Strebepfeilern. Letztere nebst fünf freistehenden Rundpfeilern von schwindelnder Schlantheit und Höhe tragen das Gewölbe, ein überkünstelt verschlungenes Rippennetz, das in unzähligen Falten und Biegungen sich über dem luftigen Raume schwingt. In Anlage wie Durchführung läßt das Bauwerk eine gewisse Verwandtschaft mit der Münchener Frauenkirche nicht verkennen, mit der es ja auch die Herkunft aus gleicher Schule gemein hat.

Der Neubau der Kirche war ein Werk der Gemeinde mit Beisteuer aus allen Kreisen des Volkes. Den Meister des Baues gelang es erst in jüngster Zeit völlig zweifellos zu ermitteln. Es war ein Altbaier aus der berühmten Landshtuter Bauhütte, Hans Stethamer von Burghausen, in Ober- und Niederbaiern viel gesucht und beschäftigt,



Chor und Thurm der Franciscanerirche Unserer Lieben Frau in Salzburg.

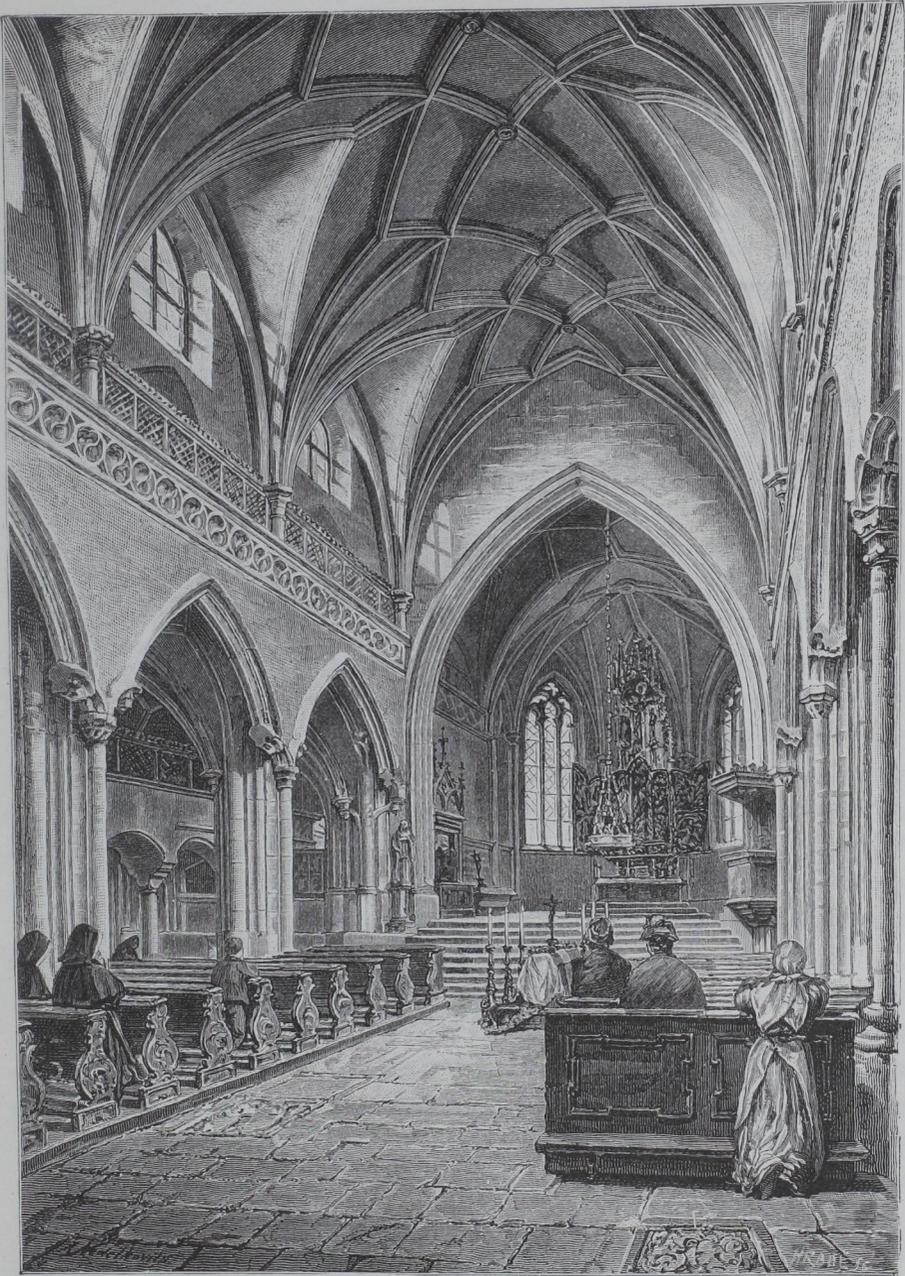
darüber hinaus aber kaum bekannt. „Meister Hans“ — so wurde er schlechtthin genannt — befandete mit diesem wie mit seinen übrigen Kirchenbauten mehr handwerksmäßige Tüchtigkeit und bis zur Virtuosität gesteigerte Technik als wirkliche Kunst. Er wurde von der Bürgerschaft schon um das Jahr 1408 zum Umbau der Kirche, damals Pfarrkirche der Stadt, berufen und leitete bis zu seinem Tode, 1432, den Bau. Dieser währte jedoch noch lange darüber hinaus; er war hauptsächlich auf fromme Gaben, Vermächtnisse und dergleichen angewiesen, schritt deßhalb langsam vorwärts und wurde um 1470, vermuthlich wohl infolge des Verjiegens jener Zuflüsse, halbfertig eingestellt.

Danach erst und gewiß nicht an der von Meister Hans beabsichtigten Stelle schritt der Stadtrath zur Erbauung des Thurmes. Er wurde 1486 bis 1496 nach einem in Nürnberg bestellten und von dort bezogenen Plane an der südlichen Längseite aufgeführt. Man merkt dem zierlichen, schlank und hoch aufschießenden Thurne neben dem weitgebauchten Chore die Stammesverschiedenheit — den Franken neben dem Altbaier — ziemlich an, sowie er anderseits an einige wohlbekannte Thürme von Nürnberg erinnert.

Noch möchten wir des einstigen Hauptaltars erwähnen, den der Stadtrath für die erneuerte Pfarrkirche durch den berühmten Meister Michael Pacher von Bruneck, den Urheber des herrlichen Flügelaltars von St. Wolfgang, um 1496 anfertigen ließ. Die für jene Zeit gewaltige Summe von 3.300 rheinischen Gulden, die er kostete, läßt auf die Pracht der Ausführung schließen. Er ist wie die ganze übrige gothische Einrichtung spurlos verschwunden; nur die reizende Figur der Madonna auf dem gegenwärtigen Hochaltare, leider wenig glücklich restaurirt, stammt ohne Zweifel noch von Pacher her.

Unsere romanisch-gothische Kirche erhielt sich ihren Bauarakter auch unter der nachgefolgten Renaissance im Wesentlichen unverändert. Der neue Baustil beschränkte sich auf den Einbau eines Oratoriums, eines Bethores für die Mönche und nischenartiger Altarräume mit einer großen Galerie darüber in dem schon von der Gothik angelegten Kapellenkranze. Diese letzteren gehören unstreitig zu den interessantesten Partien der Kirche. Die neun in weitem Halbkreise den Chor umgebenden Nischen, jede mit einem Altare an der Rückwand, strotzen von reichster und hocheleganter Ornamentik in Stuccatur. Bei voller Harmonie des Ganzen entzückt eine fast uner schöpfliche Mannigfaltigkeit des Details, die bei näherer Betrachtung sogar auch die Wandlungen des Stiles bis herab zum Rococo erkennen läßt. Dazwischen reichlicher Gemäldebesmuck mit einzelnen vorzüglichen Stücken. Aber nicht nur an sich, sondern mehr noch durch seine Verbindung mit der gothischen Architektur erscheint dieser üppige Renaissancebau beachtenswerth; der Gegensatz der Stile könnte nicht leicht schärfer zum Ausdruck kommen.

Wunder Günstiges läßt sich von den acht weiteren Altären der Kirche, wie von ihren sonstigen baulichen Umstaltungen sagen. Besonders empfindlich fällt die Verstümmelung



Innere der Frauenstiftskirche auf dem Nonnberg in Salzburg.

der prächtigen gothischen Fenster, die zudem ihres einstigen Farbenschmuckes vollständig beraubt sind, ins Auge.

Die Frauenstiftskirche Nonnberg nimmt ihrer Größe und äußeren Erscheinung nach die zweite, als harmonisch durchgeführtes und stilvolles Ganze aber unstreitig die erste Stelle unter den gothischen Kirchen der Stadt Salzburg ein. Die von Kaiser Heinrich II. zu Anfang des XI. Jahrhunderts erbaute Kirche hatte sammt dem Kloster ein Brand im Jahre 1423 zerstört. Erst geraume Zeit danach, um 1464, konnte das hart mitgenommene Frauenstift zur Wiedererbauung der Kirche schreiten, welche bis 1475 währte. Aus Gründen der Ersparung wie der Pietät hielt man sich hierbei möglichst an die Reste des früheren Gebäudes und bezog alles noch Verwendbare davon in den Neubau ein. So entstand ein Werk im Stile der Spätgothik, aber mit zahlreichen romanischen Überresten und mit deutlichen Nachklängen dieses Stiles im Grundrisse wie im Aufbaue. Der Meister war Wolfgang Wiesinger, ein sonst völlig unbekannter Name, wahrscheinlich aus Baiern hierher berufen. Die Art, wie er seine Aufgabe unter Schwierigkeiten mancher Art gelöst, spricht für große Tüchtigkeit, in der nebst dem Handwerke auch ein gutes Stück Kunst steckte.

Die heutige Kirche ist ein Quaderbau aus Nagelsluh, langgezogen bei mäßiger Höhe, dreischiffig mit niedrigen Absseiten und einem stark erhöhten Querschiffe, aus dessen östlicher Schlußwand ohne eigentliche Chorbildung drei Apsiden, den drei Schiffen entsprechend, vorspringen. Darunter eine große von Rundsäulen getragene Krypta, die das alte Heiligthum des Klosters, das Grab der ersten Äbtissin St. Ertrud birgt. Reich verschlungene Netzgewölbe, theils auf Consolen, theils auf bündelartigen Pfeilern ruhend, überdecken sämtliche Räume. Gleichen Charakter zeigt das Portal an der südlichen Langseite der Kirche, seiner Romantik halber ein bekanntes Lieblingsstück der Zeichner und Maler. Den kräftig profilirten spätgothischen Rahmen füllen Sculpturen aus, zum Theil bedeutame Überreste eines früheren romanischen Portals, Alles verbunden zu einem vortrefflich wirkenden Ganzen.

Die Renaissance hat an unserer Kirche verhältnißmäßig wenig umgestaltet; ihre schlimmsten Thaten wurden neuestens bei einer mit Liebe und Verständniß durchgeführten Restaurirung glücklich entfernt. An die Stelle des barocken Hochaltars trat ein schöner spätgothischer Flügelaltar, aus einer Landkirche hierher veretzt, der mit dem prächtigen Glasgemälde von 1480 dahinter eine Hauptzierde der Kirche bildet. Man darf kühn sagen, daß sie in stimmungsvoller, traulich-ernster Wirkung des Inneren gegenwärtig von wenigen Kirchen im Lande erreicht, von keiner übertroffen wird.

Als drittes unter den gothischen Kirchengebäuden Salzburgs verdient noch die Bürgerhospital-Stadtpfarrkirche besonders genannt zu werden, nicht ihrer architektonischen Schönheit, sondern der Originalität ihrer Anlage wegen, die sich in so

bedeutenden Dimensionen selten finden dürfte. Wir besitzen nämlich in ihr eine große planmäßig angelegte und höchst verständig, wiewohl in derben kunstlosen Formen ausgeführte Doppelkirche mit zwei dreischiffigen Langhäusern übereinander, welche in



Grabstein der Familie Rätter (Reutter) am Margarethenkirchlein.

Thürme und den Strebepfeilern aus Quadern die Formen des gothijischen Baustiles sich bewahrt; das Innere unterlag einer wiederholten Umkleidung im Barockstile mit reichlichem Stucco, Gold und Marmor. Die übrigen gothijischen Kirchen der Stadt sind klein, dennoch aber in mancher Hinsicht beachtenswerth. Obenan steht die St. Veits-Kapelle im Stifte St. Peter, das älteste hiesige Baudenkmal dieses Stiles aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Nach außen durch Überbauten entstellt, zeigt der Innenraum die

einen gemeinsamen hohen und hellen Chor münden. Das Gewölbe des letzteren zeigt die kräftig profilirten Kreuzrippen und Schlußsteine der besseren Gothik. Die Zweitheilung des Langhauses, die man sonst fast nur in kleineren Kirchenräumen, namentlich in Burgkapellen antrifft, hatte den Zweck getrennter Benützung, einerseits für die Bewohner des mit der Kirche verbundenen Spitals, anderseits für die Besucher von außen.

Die Zeit der Erbauung ist leider nicht bekannt. Aus dem Gründungsjahre 1327 des Spitals und aus mehreren Baumerkmalen läßt sich jedoch mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Bau noch im XIV. Jahrhundert entworfen und begonnen, aber im XV. erst vollendet worden ist.

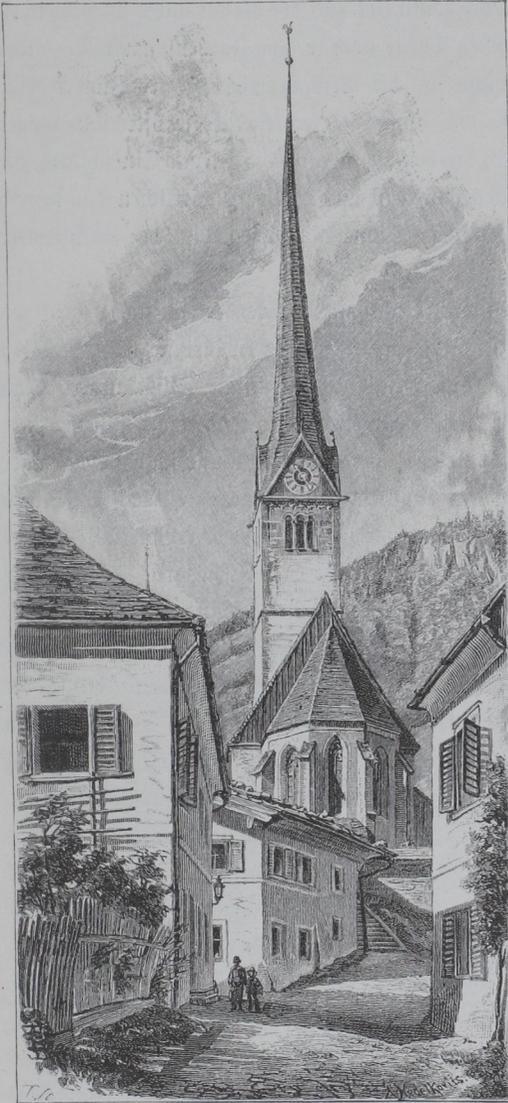
Die Pfarrkirche der Vorstadt Mülln, 1466 erbaut, hat nur mehr an ihrer Außenseite mit dem stattlichen, weithin schauenden

edlen Verhältnisse und die einfach klare Gewölbeconstruction der Frühgothik in ursprünglich polychromer Fassung, die erst in jüngster Zeit bei Gelegenheit einer Restauration wieder zu Tage kam. Unfern davon stellt der tieferste dunkle Quaderbau des Margarethenfirchleins aus dem Jahre 1491 die Formen der Spätgothik ansprechend vor Augen. Auch dieses erfreut sich einer stilgerechten Verjüngung und bildet mit seinem Reichthum an alten, zum Theile kunstvollen Epitaphien den poetisch angehauchten Mittelpunkt des St. Petersfriedhofes. Endlich ist noch das Schloßfirchlein St. Georg der Feste Hohen-  
salzburg zu nennen, höchst schlicht in spätester Gothik 1502 erbaut, aber sehenswerth wegen des reichen Schmuckes von Marmorsculpturen aus derselben Zeit, womit seine Innen- und Außenwände bekleidet sind. Wir werden diese noch näher kennen lernen.

Wie fruchtbar im Lande Salzburg die Spätgothik auf dem Felde des Kirchenbaues gewesen, haben wir schon früher kurz bemerkt. Den Beweis liefert die Thatsache, daß von den 248 öffentlichen Kirchen, welche das kleine Land ohne die Hauptstadt gegenwärtig besitzt, nicht weniger als 147 sich theils vollständig, theils durch mehr oder minder bedeutende Baubestandtheile als Schöpfungen der Gothik, und zwar beinahe ausnahmslos der Spätgothik legitimiren. Der schon oben erwähnte schlichte Zug — praktisch verständige Solidität in äußerster Einfachheit — beherrscht fast alle diese aus der Mitte des Volkes hervorgegangenen Bauwerke. Dennoch entbehren sie, soweit sie der Modernisirung leidlich entgingen, des Reizes der Erscheinung nicht. Der Hauch des Alterthums allein schon hebt und verklärt die Armuth der Form. Gerade die Einfachheit stimmt die Kirchengebäude mit ihrer ländlichen Umgebung wohlklingend zusammen und gibt ihnen nicht selten eine Weihe, die es allem baulichen Prunke zuworthut. Dazu kommt bei vielen ein tadelloses Ebenmaß der Verhältnisse, ein markiges Profil und ein anmuthend klarer Fluß der sparsamen Linien. Man lernt hier die Gothik, die man sich so schwer ohne kostspieliges ornamentales Beiwerk denken kann, von einer ganz anderen, wir möchten sogar sagen, von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen.

In dem Besitze stattlicher und meist wohl erhaltener gothischer Kirchen steht unter den salzburgischen Gauen entschieden der Pongau obenan. Die Kirchen zu Bischofs-  
hofen, Pfarrwerfen, Hüttau, Altenmarkt, St. Veit und Hofgastein verdienen eine Musterreihe gothischer Landkirchen genannt zu werden. Auch der Chor der vor kurzem recht glücklich restaurirten großen Stadtpfarrkirche zu Radstatt reiht sich diesen schönen Bauwerken würdig an. Im Pinzgau und noch mehr im Flachgau, hier ohne Zweifel unter dem nahen Einflusse der baulustigen Landeshauptstadt, haben modernisirende Um- und Neubauten der alten Gothik weit empfindlicheren Schaden zugefügt.

Die Perle der gothischen Kirchen Salzburgs birgt jedoch der entlegenste und kleinste Gau jenseits der Tauern, der Lungau, in seiner Wallfahrtskirche St. Leonhard bei



Die Frauenkirche in Bischofshofen.

Tamsweg. Sie ist ein Gebäude von mäßiger Größe, aber gleich ausgezeichnet durch Originalität der Anlage, splendide, bis ins Kleinste stilvolle Ausführung und dabei in der ursprünglichen Reinheit der Bauformen wie wenige erhalten. Auf ausichtsreichem Berghange herrlich gelegen, von hohen Schutzmauern mit noch wohl erkennbarem einstigen Wehrgange, mit Thorbogen, Blockhaus und Warthürmen umschlossen, zieht die schlank aufstrebende Kirche schon von weitem das Auge auf sich. Näher betrachtet präsentirt sie sich von außen als ein dreischiffiger Bau mit hohem Mittelschiffe, beträchtlich niedrigeren Abseiten, eingezogenem dreieitig geschlossenen Chores, abgestuften Strebepfeilern und mehrfach gegliederten Spitzbogenfenstern mit Maßwerk. An der Nordseite des Chores erhebt sich ein zierlicher Thurm mit Blendmaßwerk und Spitzhelm. Das Ganze ist Rohbau aus Bruchsteinen und Quadern, sämtliche Maßwerke, Gesimse und Gliederungen in Tuff bewundernswerth rein und scharf gemeißelt. Der Innenraum entspricht dem Eindruck des Äußeren. Langhaus und Chor

bilden eine Halle von überraschender Höhe und Raumweite, durch runde Wandsäulchen gegliedert und von Netzgewölben, die Rippen aus Tuff in der Naturfarbe, überspannt. Die Stelle der Seitenschiffe vertreten beiderseits kapellenartige Räume, je drei nach innen, die mittleren als Portalvorhallen nach auswärts geöffnet, — eine originelle, der Gothik sonst nicht geläufige Anlage, die erst in der nachgefolgten Renaissance zur Entwicklung

fam. Nicht minder eigenartig ist die Empore construirt und der Raum unter ihr erweitert. Die zahlreichen Fenster prangen zum großen Theile noch in dem Farbenschmucke der alten Glasgemälde. In ihrem gedämpften Lichte ist die Gesamtwirkung des Innern eine vortreffliche, nicht augenblicklich packend, aber immer stärker fesselnd, je öfter und länger man darin verweilt. Sie wird selbst durch die heutige, vollständig barocke Einrichtung, die übrigens reicher und edler als gewöhnlich gehalten ist und theilweise wirklichen Kunstwerth besitzt, nicht wesentlich gestört, ja in gewissem Sinne als Spiegelbild der wechselnden Jahrhunderte sogar noch gesteigert.

Auch die ursprüngliche Ausstattung der Kirche mit Altären u. scheint so gediegen wie der Bau selbst gewesen zu sein. Ansehnliche Reste davon bewahrt sie heute noch in prächtigen Schnizarbeiten und Tafelgemälden, Bruchstücken einstiger Flügelaltäre. Auch ein gothischer Bestuhl mit Intarsien zieht die Bewunderung der Kenner auf sich.

Die Leonhardskirche ist in den Jahren 1421 bis 1433 erbaut und im letzteren Jahre eingeweiht worden. Fromme Verehrung für ein kleines geschnitztes Bild des heiligen Leonhard, durch allerlei Wundergeschichten angefeuert, veranlaßte den Bau und brachte von weit und breit die Mittel dafür zusammen. Sie müssen nach Allem, was wir jetzt noch sehen, rasch und reichlich geflossen sein. Als Meister des Baues nennt uns eine Aufschrift der Chorwand einen gewissen Peter Harperger aus Salzburg; es ist ein sonst völlig unbekannter Name. Weder in der Stadt noch im Lande gibt es eine zweite Kirche, die durch urkundliche Nachricht oder Verwandtschaft der Bauformen als ein Werk desselben Meisters sich erweisen ließe. Nur die Leonhardskirche im benachbarten steirischen Murau wird ihm, wir wissen nicht mit welchem Recht, zugeschrieben, ein gleichfalls vorzügliches Bauwerk, doch unserer Kirche, wie uns dünkt, zu wenig ähnlich, um daraus auf die gleiche Urheberschaft schließen zu dürfen.

Auch sonst stößt man noch im Lungau auf manches beachtenswerthe Denkmal mittelalterlicher Baukunst. Das ansehnlichste ist die gothische Kirche Mariapfarr, ein großes, in den kräftigen Formen der besseren Gothik aufgeführtes Gebäude, das dreischiffige Langhaus um 1445, der Chor mit dem darüber hoch aufsteigenden Thurme noch früher, wahrscheinlich um den Anfang jenes Jahrhunderts erbaut. Das ehrwürdige Gotteshaus besteht übrigens urkundlich verbürgt seit dem X. Jahrhundert; einen Zeugen des hohen Alters besitzt es in der Krypta, welche den ganzen Unterraum des Chores einnimmt.

Ein nach außen unscheinbares und fast unbekanntes Kleinod der Gothik besitzt endlich der Lungau in der Schloßkapelle zu Mauterndorf. Sie tritt aus dem Gebäudeknäuel des dortigen Hochschlosses nur durch die apfidenartige Chornische bemerkbar hervor und zeigt auch im Innern die höchste Einfachheit. Der kleine Raum mit schmal geschlitzten Fensterchen trägt eine schwärzlich gebräunte Holzdecke; seine Rückwand ist von einem eben



Die Wallfahrtskirche St. Leonhard bei Tamsweg.

solchen Oratorium in schweren, fast rohen Formen, die östliche Vorderwand aber von der fünfseitig gebildeten Chornische durchbrochen. Diese letztere und die den Chorbogen umgebende Ostwand sind es, welchen die Kapelle den hohen Kunstwerth verdankt, indem beide vollständig mit wohl erhaltenen Freskogemälden aus dem XIV., spätestens vom Anfange des XV. Jahrhunderts, überkleidet sind. Von diesen nehmen besonders jene um den Chorbogen das Interesse in Anspruch; sie bilden einen den Bogen umrahmenden geschlossenen Cyclus von feierlich erhabener Wirkung. Den Bogenlinien folgend erscheinen um denselben zahlreiche Heiligengestalten mit Spruchbändern, theils in ganzer Figur theils als Brustbilder in Medaillons, gereiht. Zu Seiten des Bogens zwei größere gekrönte Gestalten, vielleicht, weil für den Lungau von Bedeutung, Kaiser Heinrich und Kunigunde, am Scheitel eine Krönung Mariens. Decoratives und allegorisches Beiwerk füllt und verbindet die Zwischenräume. Das Ganze spricht eine sinnvolle Verherrlichung des Heiligthums aus, das der Chor umschließt. Ein leider sehr schadhafter, aber fein geformter kleiner Flügelaltar, unter dem Bogen vortrefflich posirt und von dem rückwärts einfallenden Lichte förmlich umflossen, vollendet den stimmungsvollen Eindruck.

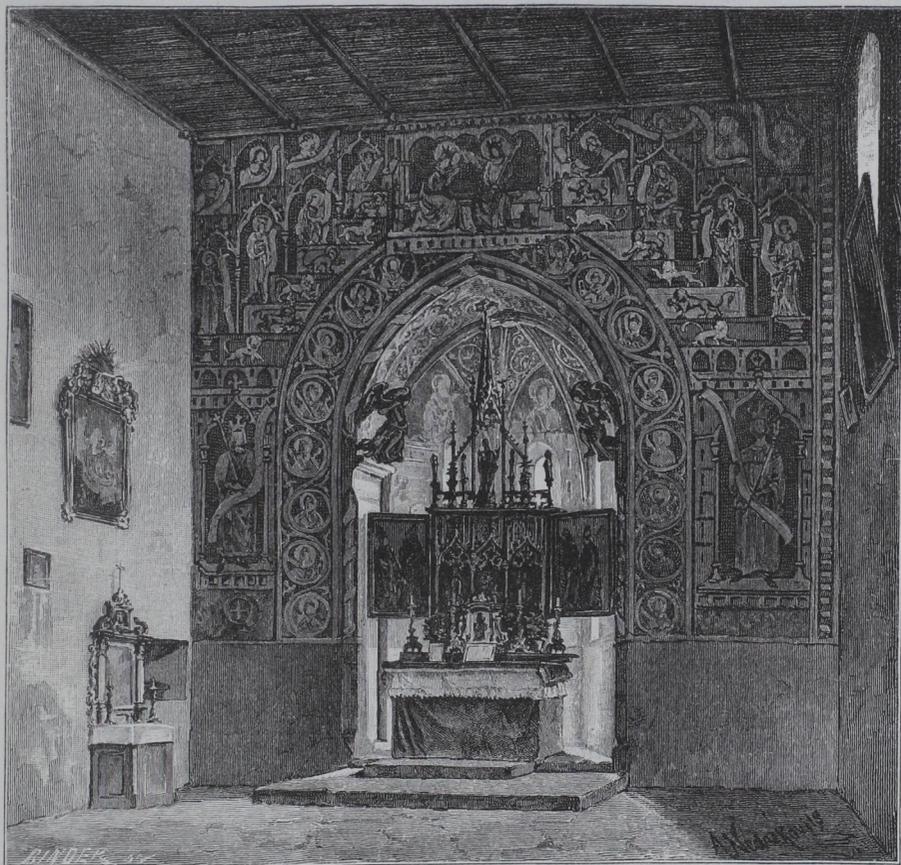
Das Schloß Mauerndorf, eines der wenigen in Salzburg, die nach Anlage, Umfang und Bauweise den Namen „Burg“ verdienen, geht raschen Schrittes dem vollen Ruin entgegen. Hoffentlich bewahrt ein günstiges Geschick die bedrohte Kapelle mit ihrem Gemäldebesatze vor gleichem Schicksale.

Am Schlusse des Mittelalters haben wir endlich auch seiner profanen Baudenkmale noch zu erwähnen. Es gibt darüber von Salzburg nicht viel zu sagen, denn die meisten liegen entweder in Ruinen oder sind von späteren Um- und Zubauten bis zur Unkenntlichkeit verdeckt. Nach dem, was noch vor Augen steht, dürften nur wenige derselben architektonisch bedeutend gewesen sein.

Außer den geistlichen Machthabern fehlte es im Erzstifte Salzburg an baukräftigen Elementen; kein mächtiger Adel, kein stolzes Bürgerthum konnte mit reichen Mitteln die Baulust pflegen.

An alten Schlössern ist das Land nicht der Zahl, wohl aber der Größe und architektonischen Bedeutung nach auffallend arm; es hält mit dem Schloß- und Burgenreichthum der altösterreichischen Länder keinen Vergleich aus. Die Geschichte des Erzstiftes gibt dafür die Erklärung. Imponirender Erscheinung mit größtentheils noch erhaltenem mittelalterlichen Stilgepräge können sich nur die Schlösser Hohen Salzburg, Hohenwerfen und Mauerndorf, allenfalls noch Moosham, Goldegg und Mitterfill, einstmals insgesammt im Besitze des Landesherrn, rühmen. Daneben finden sich freilich alte Herrensitze kleinen Schlages, Burgtälle und Thürme noch in Menge durch das Land zerstreut; auch an Ruinen bis herab zum formlosen Trümmerwerk verschollenen Namens fehlt es nicht.

Noch heute nicht ohne Interesse, wiewohl gleichfalls in fortschreitendem Verschwinden begriffen, sind die mittelalterlichen Befestigungsbauten von Radstatt. Ihrer Anlage und Ausführung nach dürften sie kaum viel jünger sein als die 1286 gegründete Stadt. Das gewaltige Mauerviereck, hinter dem das Städtchen sich verbirgt, mit Rundthürmen an den



Das Innere der Schloßkapelle in Mauterndorf.

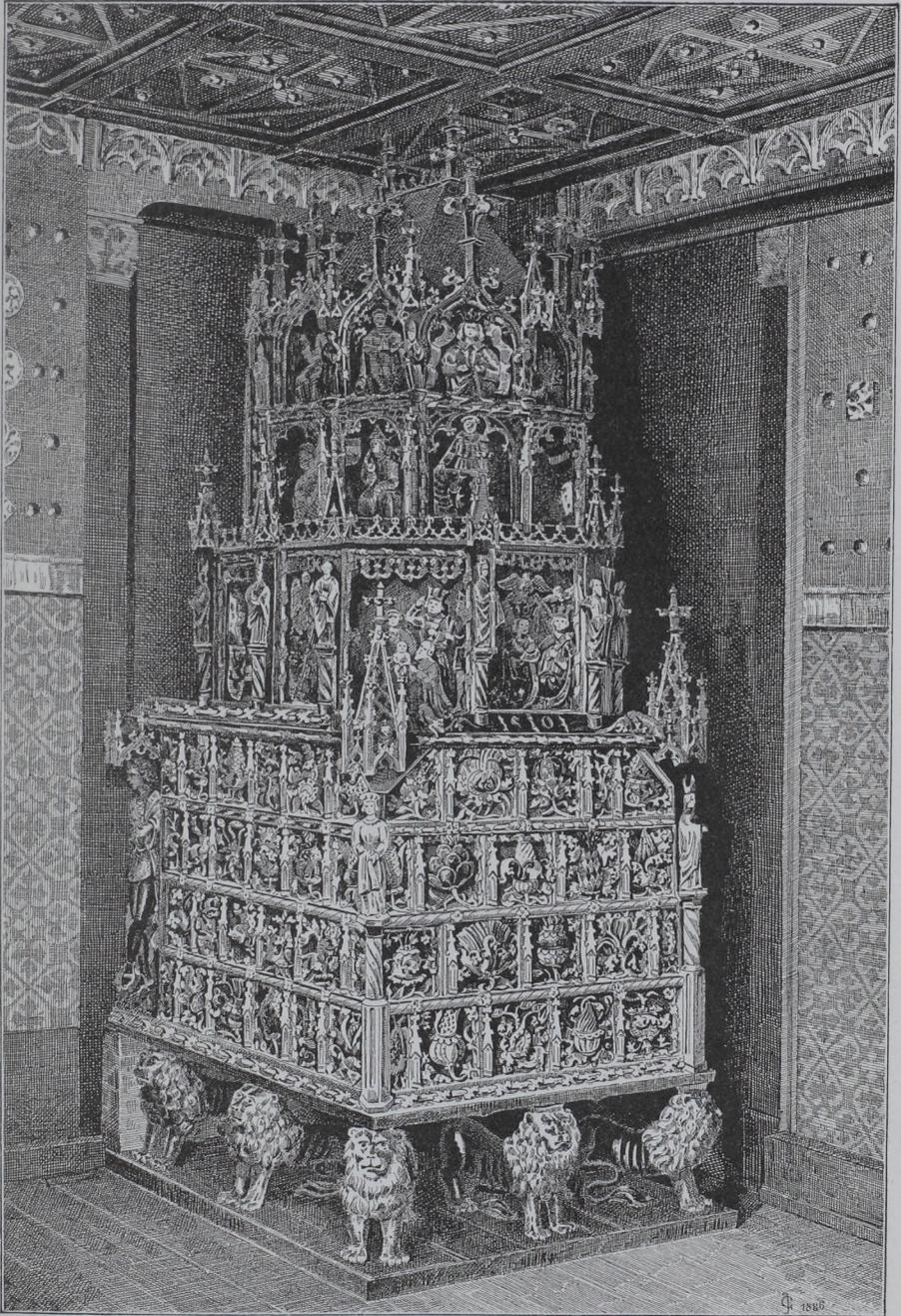
Ecken, Resten des einstigen Wehrganges, Zwingers und Wassergrabens, gibt noch immer ein malerisch wie historisch bedeutames Bild.

Das Bürgerhaus hatte in der Stadt Salzburg zweifellos schon tief im Mittelalter den Anlauf zu jener eigenartigen Entwicklung genommen, von der wir später noch Einiges hören werden. Seine ältesten Bauformen sind unter den nachgefolgten Neuerungen fast bis auf die letzte Spur verschwunden. Nur hier und da verräth noch eine spätgothisch profilirte Thür- oder Fenstereinfassung das höhere Alter. Das Gleiche gilt von den

kleineren Orten des Landes, in denen übrigens die rusticale Bauweise vorherrschend blieb. Ein paar spätgothische Überreste bürgerlicher Herkunft finden sich noch aus der Zeit des Berglegens an den Häusern einstiger reicher Gewerke zu Hofgastein und Mauris.

Die Feste Hohenjalsburg allein, die von ihrer stolzen Höhe so unvergleichlich schön ins Land hinaus schimmert, darf auch ein wahrhaft imponantes Denkmal des mittelalterlichen Profanbaues in Salzburg genannt werden. Sein Bestand reicht urkundlich nachweisbar ins XI. Jahrhundert, höchst wahrscheinlich aber noch weiter, vielleicht sogar bis in die Römerzeit zurück. Es ist ja kaum zu denken, daß die klugen Machthaber einen so weithin dominirenden Lug-ins-Land wie den Schloßberg unbezegt gelassen hätten. Die geistlichen Landesherren erbauten das Schloß als Stützpunkt ihrer Herrschaft, als Hauptwaffenplatz und Schutzwehr für Stadt und Land; sie hielten es darum fortwährend in besonderer Hut und Pflege und waren auf seine Erweiterung, Verstärkung und Verschönerung bedacht. Kein Jahrhundert, das nicht zu dem Alten Neues fügte und so allmählig jenen großartigen Complex von Gebäuden schuf, der von unten kaum geahnt den Besucher überrascht. Das Schloß spielte aber auch als Hauptfestung des Landes in seiner Geschichte eine hervorragende Rolle; die Aufgabe der „Festung“ behielt es sogar, wiewohl derselben längst nicht mehr gewachsen, bis zur letzten Zeit und trägt volksüblich noch heute diesen Namen.

In der Gebäudemasse unterscheidet sich deutlich als Kern des Ganzen das eigentliche Hochschloß, auf den ersten Blick als Erbstück des Mittelalters erkennbar, und ein Kreis von jüngeren Zubauten und Vorwerken, zum großen Theile aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die ältesten, namentlich romanischen Bauten sind unter den vorerwähnten späteren verschwunden. Das Hochschloß, zu Zeiten auch Wohnsitz der alten Landesherren, verdankt hauptsächlich dem thatkräftigen Erzbischof Leonhard Keutschach (1495 bis 1519) seine letzte Gestalt. Es trägt in allen Theilen den Stempel derber, auf wehrhaften Schutz und Trutz berechneter Spätgothik von der Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts, wobei aber auch künstlerischer Schmuck nicht fehlte. Außer der schon besprochenen Schloßkirche im äußeren Burghofe fällt dem Eintretenden im inneren Hofe über dem Hauptthore die in reizender Form auspringende Chornische einer kleineren gothischen Kapelle ins Auge, die leider ihres ehemaligen Flügelaltars und der sonstigen Einrichtung beraubt ist. Überall in den weiträumigen Stiegenhallen wie in den Gelassen erfreuen theils wuchtige Rippengewölbe, theils getäfelte Flachdecken und eine Fülle von Marmorsculpturen spätgothischen Charakters in gewundenen Säulen, markig profilirten Thüreinfassungen, reichgezierten Consolen und Tragsteinen den Freund der Gothik. Die Krone des Ganzen bilden aber die sogenannten Fürstenzimmer, einstmals Wohngemächer der Landesherren, aus einem großen Saale und zwei Stuben nebst kleiner Seitenkammer



Ofen auf der Feste Hohensalzburg.

bestehend. In ihrer reichen decorativen Ausstattung mit prächtiger Schnigarbeit bieten sie aufs beste erhalten ein interessantes Originalbild fürstlicher Prunk- und Wohnräume jener Zeit. Der berühmte mächtige Ofen daselbst (von dem gegenwärtig auch das städtische Museum eine getreue Nachbildung aus Gyps in Naturgröße besitzt) dürfte als Meisterwerk gothischer Keramik ein Unicum auf deutschem Boden sein.

Von den mittelalterlichen Befestigungsbauten, welche einstmals in Verbindung mit den natürlichen Schutzmitteln durch Felsen und Fluß die Stadt umschlossen, stehen nur mehr einzelne Reste. Sie versehen gegenwärtig den leichteren Dienst romantischen Schmuckes in dem landschaftlichen Bilde Salzburgs. Die meisten fielen in der Noth des dreißigjährigen Krieges, da der große Erzbischof Paris Lodron (1619 bis 1653) Stadt und Schloß sammt den umgebenden Höhen mit allen Mitteln damaliger Fortifikationskunst in Vertheidigungsstand setzte und zu einer Festung ersten Ranges umschuf, die für halb Baiern in der wiederholt nahegerückten Feindesgefahr eine Zufluchtstätte wurde. Das einzige noch ziemlich in seiner ursprünglichen Gestalt aus dem Mittelalter erhaltene Bollwerk trägt noch der Rücken des Mönchsberges in der sogenannten Bürgerwehre, einer hohen und mächtigen Sperrmauer mit fünf Thürmen, ehemaligem Wehgang, Bastei, Zwinger und Graben, welche das Plateau des Berges von einer Absturzwand zur anderen durchquert. Sie wurde um 1486 erbaut; als ein Schaustück alter Befestigungsweise verdient das morsche laubumspannende Gemäuer ebensosehr wie seines malerischen Reizes wegen die fernere Erhaltung.

Der geschilderte Entwicklungsgang der gothischen Architektur in Salzburg konnte natürlich auf die verwandten Künste nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die Sculptur, und zwar zunächst jene in Stein, fand hierzulande ein wenig ergiebiges Feld. Ihre decorativen Aufgaben blieben bei der durchgängigen Einfachheit der Gebäude äußerst beschränkt. Das Beste findet sich an den Kirchenportalen, deren viele durch harmonische Gliederung und markige Profilirung in Marmor das Auge erfreuen. Auch Kunststein wurde schon damals hier und da, wie die hübsche Empore der Kirche in Zell am See zeigt, zu decorativer Sculptur verwendet.

Von der figürlichen und monumentalen Steinsculptur der Gothik besitzen wir dagegen noch manches kostbare Werk. Vor Allem sind hier die Grabdenkmale zu nennen, die in großer Zahl die Innen- und Außenwände, leider auch häufig noch den Fußboden unserer Kirchen bedecken. Der Friedhof und Kreuzgang in St. Peter, die Stiftskirchen Nonnberg und Michaelbeuren, aber selbst viele Landkirchen enthalten prächtige Exemplare dieser Art.

Reichen Schmuckes in spätgothischen Marmorreliefs darf sich das schon bekannte Schloßkirchlein St. Georg auf der Feste Hohenjalsburg rühmen. Seine Außenseite zeigt eine Kreuzigungsgruppe und einen großen heiligen Christof, beide von geringem

Kunstwerthe, von höherem da-  
 gegen ein Denkmal des Erz-  
 bischofs Leonhard Keutschach  
 aus dem Jahre 1515 in einer  
 Mauerblende der Südwand.  
 Dieses stellt in kräftigstem  
 Relief, beinahe rund gemeißelt,  
 den Erzbischof in lebensgroßer  
 segnender Gestalt, mit den  
 Pontificalien, bekleidet, in-  
 mitten zweier Leviten, unter  
 einem reich verzierten Balda-  
 chin stehend dar. Haltung und  
 Gewandung der Hauptfigur  
 sind gleich vortrefflich, die  
 Modellirung des Kopfes, ohne  
 Zweifel Porträt, von bewun-  
 dernswerther Feinheit. Nicht  
 ohne Interesse nimmt man in  
 der Formenbildung bei aus-  
 gesprochen gothischem Ge-  
 sammtcharakter das Nahen  
 der Renaissance in leisen An-  
 klängen wahr. Das schöne  
 Denkmal, vom Erzbischof selbst  
 errichtet, verdankt sein Ent-  
 stehen einer Legende, der zu-  
 folge Leonhard in einer Vision  
 sich selbst vom Fenster seines  
 Hochschlosses aus das Erzstift  
 segnend erblickt habe.

Nicht minder bedeutend  
 ist der Schmuck des Innen-  
 raumes, bestehend in den  
 lebensgroßen Relieffiguren der  
 zwölf Apostel auf ebenso vielen



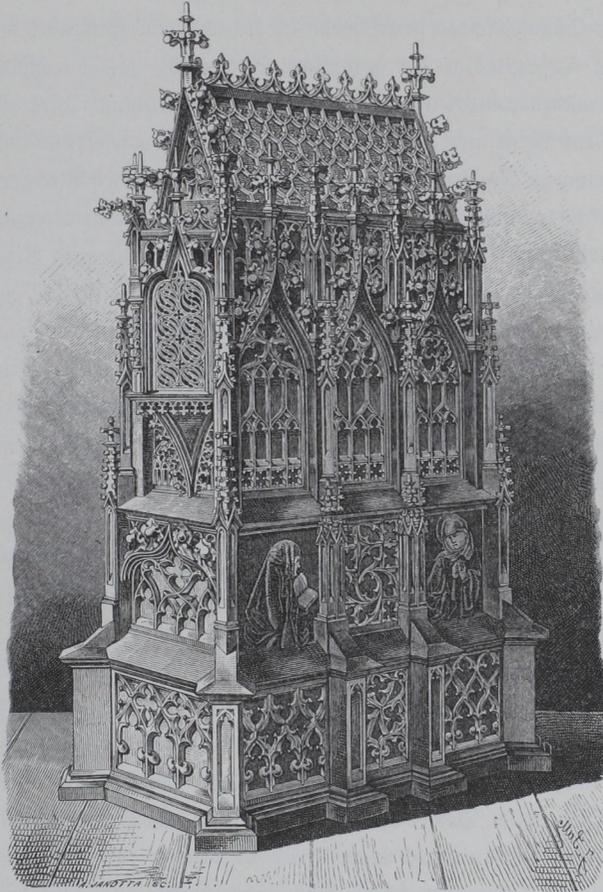
Mensurenleibung in der Kapelle des städtischen Museums in Sulzburg.

den gothischen Grabsteinen ähnlichen Marmorplatten, welche an den Wänden des Chores und Schiffes vertheilt sind. Jede Figur hat über sich eine architektonische Bekrönung, zu Füßen aber einen der zwölf Sätze des apostolischen Glaubenssymbolums nach der im Mittelalter beliebten sinnigen Darstellungsweise. Der künstlerische Werth ist ungleich und deutet auf verschiedene Hände; neben hoher Schönheit findet sich auch viel Verbes und Ungelenkes in Zeichnung und Ausführung. Sämmtliche Gestalten aber bringen durch lebenskräftige Züge und scharfe Individualisirung den Realismus der Spätgothik mächtig zum Ausdruck. Ihr erster Kreis in dem engen Raume übt eine ergreifende Wirkung, die gegenwärtig nur durch die trostlos weiße Tünche der übrigen Flächen und die zopfig modernisirte Einrichtung geschädigt wird.

Daß die Sculptur in Holz, die Schnitzkunst, ein Lieblingskind der Gothik, in Salzburg eifrige Pflege gefunden und einen hohen Grad der Blüte erreicht hat, darf bei der großen Menge gothischer Kirchenbauten, die wir oben kennen gelernt, nicht bezweifelt werden. Ihre innere Ausstattung mit Flügelaltären, Chor- und Betstühlen u. nahm ja vorzugsweise den Holzschnitzer in Anspruch. Nicht eben viele, aber bedeutame Überreste davon blieben unserer Zeit erhalten. Einige derselben, soweit sie dem Bereiche der religiösen Kunst angehören, brachten wir schon mit der betreffenden Kirche zur Sprache. Auch der prachtvollen Holzornamentik der Fürstenzimmer auf Hohensalzburg, in Gold und Farbe prangend, wurde bereits gedacht. Hier sei nur noch auf das städtische Museum Carolino-Augusteum hingewiesen, welches namentlich in gothischen Schnitzwerken kirchlicher und profaner Bestimmung, in Altarresten, Reliefs, Heiligenbildern, Schränken und dergleichen eine ansehnliche Sammlung verwahrt. Die erste Stelle darunter behauptet der große in Gold gefaßte Tragschrein aus der Bürgerhospital-Pfarrkirche, gewöhnlich, obwohl mit zweifelhaftem Rechte, als Reliquienschrein bezeichnet, ein Meisterwerk hohen Ranges aus der besseren Zeit der Gothik und dazu ein höchst selten gewordenes Gebrauchsstück des mittelalterlichen Cultus. Er zeigt die Gestalt eines auf verhältnißmäßig geringer Basis hoch aufsteigenden Hauses mit Strebepfeilern und Giebeldach, aus dessen vorderer Schmalseite ein Erker, das reizendste Stück des Ganzen, auspringt. Sämmtliche Flächen sind in zierlichem Maßwerk, jedes Feld mit wechselnder Zeichnung filigranartig durchbrochen, und gestatten den Blick in den Innenraum. Das herrliche Schnitzwerk hat in Oesterreich einen einzigen, an Kunstvollendung freilich noch überlegenen Rivalen in dem berühmten Schreine der Pfarrkirche Möchling in Kärnten.

Wir können, bevor wir die gothische Sculptur verlassen, nicht umhin, auch hier wieder zum Schlusse einen kurzen Seitenblick auf die baierischen, einstmals salzburgischen Nachbarorte Berchtesgaden, Laufen und Reichenhall zu werfen. Die schönen gothischen Stiftskirchen daselbst erfreuen sich eines Reichthums an Sculpturen gleichen Stiles in

Holz wie in Stein, der auch für Salzburg, ihren gemeinsamen Ursprung, nicht ohne Bedeutung ist. Die Grabdenkmale der Fürstpröpste von Berchtesgaden aus dem XV. Jahrhundert dürfen dem Schönsten beigezählt werden, was die deutsche Gothik in Marmor gemeißelt hat. Salzburg kann ihnen heute nichts Gleiches mehr an die Seite stellen. Man



Tragschrein aus der Bürgerhospital-Pfarrkirche in Salzburg.

frägt dabei unwillkürlich nach den Grabmonumenten der Salzburger Erzbischöfe, die mit dem alten Dome verschwunden sein mögen.

In der Malerei hat sich die Gothik bekanntlich ein paar völlig neue, bis dahin wenig oder nicht bebaute Felder eröffnet: die Tafelmalerei für ihre Flügelaltäre, die Glasmalerei für die großen Fenster, womit sie die Wände ihrer Bauwerke durchbrach oder vielmehr in ein luftiges Geäste von Maßwerk auflöste. Daneben malte sie auch noch

fleißig, viel fleißiger als man bis vor kurzem glaubte, al fresco fort und gab den Flächen, die ihre Architektur offen ließ, ein polychromes Gewand. Die wenigen erheblichen Überreste der gothijchen Glas- und Freskomalerei lernten wir bereits in der Schloßkapelle Mauterndorf, sowie in den Kirchen Nonnberg und St. Leonhard kennen; kleinere Bruchstücke finden sich außerdem noch vielfach im Lande zerstreut oder tauchen bei Restaurierungsarbeiten aus der Tünche, leider selten mehr in brauchbarem Zustande, wieder auf. Nur die vorhandenen Tafelgemälde der gothijchen Stilperiode, fast durchaus von einstigen Flügelaltären stammend, verdienen noch eine kurze Besprechung. Ihre Zahl und kunstgeschichtliche Bedeutung ist nicht gering, zumal sie in künstlerischem Zusammenhange stehen mit vielen in München, Freising und in verschiedenen Landkirchen Altbaierns befindlichen Tafelbildern, welche urkundlich oder durch gewisse gemeinsame Charakterzüge nachweisbar salzburgijchen Ursprunges sind. Die fortschreitende Erforschung und Vergleichung aller dieser Bilder läßt immer bestimmter Salzburg als einen Centralsitz der gothijchen Tafelmalerei erkennen, von dem diese, wenn auch nicht mit der Stilstrenge einer eigenen Schule, doch mit wohl erkennbarem Einflusse nach allen Richtungen ausstrahlte. Eine Bestätigung findet diese Annahme in der großen Zahl von Malern in Salzburg, deren Namen die Nekrologien, Kunst- und Bürgerbücher des XV. Jahrhunderts verzeichnet enthalten. Leider ist von keinem derselben ein sicheres Werk und umgekehrt von keinem der vorhandenen Werke der Meister bekannt.

Eine nähere Beschreibung der auf uns gekommenen Tafelbilder würde den hier gestatteten Raum bei weitem überschreiten. In Stadt und Land Salzburg besitzen das Stift Nonnberg, die Kirchen Großgmein und Liefering, Mariapfarr und St. Leonhard im Lungau, endlich das Museum Carolino-Augusteum manche werthvolle Stücke dieser Art aus dem XIV. bis XVI. Jahrhundert. Allen voran gehen wohl die vielgenannten vier Flügelbilder in der Pfarrkirche Großgmein, prächtige Gemälde auf Goldgrund, Mariä Reinigung, die Auffindung Jesu im Tempel, den Tod Mariens und die Sendung des heiligen Geistes darstellend. Das erstgenannte Bild trägt das Datum 1499, welches Alter bei der augenfälligen Herkunft aus Einer Hand annähernd für alle gilt. Reivität des Ausdrucks, lebendige Bewegung, scharf individualisirende, aus dem Leben gegriffene Charakteristik der Gestalten, ganz besonders aber eine wunderbare Feinheit und Frische der Farbengebung zeichnen sie gleichmäßig aus, in merkwürdigem Gegensatz zu der Mangelhaftigkeit, ja selbst Unbeholfenheit der Zeichnung. Man hat sich gewöhnt, die eigenartigen Bildwerke dem schwäbischen Meister Bartholomäus Zeitblom oder doch seiner Schule zuzurechnen, ob mit Recht, bleibt mindestens zu bezweifeln. Uns scheint es überhaupt schwer, sie in eine der bekannten altdeutschen Malerschulen mit Sicherheit zu verweisen; ihr Urheber dürfte wahrscheinlich ein einheimischer Meister gewesen sein, der in guter

Schule das Malerhandwerk erlernte, zum fertigen Künstler aber sich selbst weiter bildete und als solcher dann seine eigenen Wege ging. — Weniger bekannt, aber kaum weniger bedeutend sind die vier Flügelbilder der Kirche Mariapfarr im Lungau, gleichfalls Scenen aus dem Leben Marias darstellend. Sie verdienen größere Beachtung, als sie bis jetzt in der Abgeschiedenheit des Gaues gefunden haben.

Endlich dürfen die Leistungen der Gothik in den sogenannten Kleinkünsten nicht übergangen werden. Daß sie in Salzburg bedeutend waren, kann bei der blühenden Lage des Landes und bei dem sprichwörtlich gewordenen Reichthume seiner Fürsten zu jener Zeit nicht Wunder nehmen. Voran gingen in dem geistlich regierten Erzstifte natürlich die Kirchen und Klöster; noch heute besitzen die Stifte St. Peter und Nonnberg, die Kirchen St. Leonhard und Mariapfarr im Lungau wahre Perlen gothischer Goldschmiedekunst. Auch an gothischen Kelchen, Ostensorien, kunstreich gestickten Messgewändern und dergleichen fehlt es in den Schatzkammern und Sacristeien nicht. Dennoch ist freilich Alles nur mehr ein Schatten des einst vorhandenen Reichthums. Wir wissen aus anderen Quellen nur zu gut, was Unverstand und Geschmackswechsel, Kriegsstürme und Geldnoth, Habgucht und Verschleppung in den alten Kunstschätzen Salzburgs angerichtet haben.

### Die Zeit der Renaissance.

Das XVI. Jahrhundert brachte es bis gegen sein Ende für die Baugeschichte Salzburgs zu keiner Bedeutung. In den ersten Jahrzehnten lebte sich die alt gewordene Gothik vollends aus. Was sie da noch schuf, waren verkümmerte Spätlinge in den hergebrachten Formen ohne den alten Geist. Für einen kräftigen Umschwung und Einzug des Neuen waren aber die Verhältnisse damals wenig angethan. Mit dem Erzbischof Leonhard Keutschach, der 1519 starb, ging auch die goldene Zeit des Landes zu Grabe. Als bald nach ihm brachen die Religionswirren und der Bauernkrieg mit seinen Schrecknissen herein; sie machten die alten Reichthumsquellen allmählig versiegen und zehrten mit ihren Nachwehen wie eine schleichende Krankheit am Mark und Blut des Landes. Es gab da noch lange Zeit zu viel der Sorgen und Bedrängnisse, als daß an ein kostspieliges Bauen zu denken war. In der That hinterließ das XVI. Jahrhundert nicht ein einziges Bauwerk, namentlich keine neue Kirche von Bedeutung, weder im Lande noch in der Stadt. An dem Kleineren aber was gebaut, oder richtiger was erneuert und umgebaut wurde, — darunter spielte besonders der Wiederaufbau der im Bauernkriege zerstörten Schlösser, Amts- und Herrenhäuser eine Rolle — trat bereits sichtbar der Kampf zu Tage zwischen der scheidenden Gothik und ihrer aus Süd herangezogenen Nachfolgerin, der Renaissance.

Der neue Kunststil, der in Italien dazumal schon ein volles Jahrhundert und darüber geblüht hatte, brach sich bekanntlich in den deutschen Landen nur schrittweise und

einigermaßen mühsam Bahn; in Salzburg konnte es ihm unter den kurz geschilderten Umständen nicht besser ergehen. Zu schnellem Siege hätte er einen mächtigen Bauherrn und Werke von durchschlagender Wirkung gebraucht. Beides fand sich erst gegen die Reige des XVI. Jahrhunderts, und zwar mit dem schon oben genannten Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau. Und hier tritt uns der merkwürdige Mann in freundlicherem Lichte entgegen; der gewaltsame Zerstörer des Alten war ein ebenso energischer Vorkämpfer, Förderer und Bahnbrecher des Neuen. Auf seinen Reisen durch Italien und Frankreich hatte er den Zauber der dort gerade zur höchsten Blüte herangereiften Renaissance in vollen Zügen eingesogen. Sie wurde sein Ideal, und dieses zu verwirklichen benützte er nun die Macht und die Mittel seiner neuen hohen Stellung mit dem Ungestüm der Jugend und eines heißblütigen Naturells. Seine Residenzstadt bot ihm dazu Anlaß und Gelegenheit genug. Diese von Grund aus nach südlichen Vorbildern umzugestalten und zu verjüngen, faßte Wolf Dietrich den Gedanken, und zwar unstreitig in großem und kühnem Geiste. Alsbald schritt er auch mit rücksichtsloser Energie zur That. Vor Allem brauchte er für seine Baupläne Raum; er schuf sich ihn durch massenhaftes Niederreißen alles dessen, was ihm im Wege lag. So entstanden in ihren Anfängen wenigstens jene großen und schönen Plätze, die noch heute ein Prunkstück Salzburgs sind; sie wurden sozusagen aus den Häuserknäueln herausgeschnitten. Gleichzeitig aber hub an allen Ecken und Enden das Bauen an. Leider gebrach es dabei an festem Plane, an Überlegung und Ausdauer. Es waren hauptsächlich Profanbauten, mit welchen der stolze Fürst seine Hauptstadt schmücken wollte: ein riesiger Marstall, ein prächtiges Sommerschloß, ein großes Kapitelhaus, mehrere Paläste für seine Verwandten; auch die alte bischöfliche Burg baute er zum großen Theile palastartig um und führte ihr gegenüber eine zweite Residenz (heute Regierungsgebäude) auf. Alles natürlich im neuen Stile der Renaissance und nach großem Schnitte, häufig allerdings mit mehr Prunk als wahrer gediegener Kunst. Viele von seinen Bauten blieben übrigens unvollendet oder fielen kaum fertig der Überstürzung oder dem Wechsel der Laune wieder zum Opfer.

Auch die Umgebung des Domes lichtetete und veränderte Wolf Dietrich auf mancherlei Weise, doch an den altherwürdigen Dom selbst, so sehr dieser seinem Geschmack widerstrebte, wagte er sich lange nicht. Da kam ihm der schon oben erwähnte Dombbrand 1598 zu Hilfe. Wir schilderten bereits die grausame Art, wie das mächtige Gebäude sammt allen Nebenbauten in siebenjähriger Zerstörungsarbeit vernichtet wurde. Wolf Dietrichs hochfliegende Pläne gingen auf einen neuen Dom, der allen seinen Bauten die Krone aufsetzen und diesseits der Alpen nicht seinesgleichen haben sollte. Er erreichte dieses Ziel nicht. Anstatt des geträumten Domes hinterließ er inmitten all des Neugeschaffenen, wofür ihm der Dank der Nachwelt gebührt, im Herzen der Stadt eine wüste, traurige Lücke.

Den alten Domfreithof (heutigen Residenzplatz) hatte Wolf Dietrich mehrfach umgestaltet und durch verschiedene Bauten beträchtlich geschmälert; nach dem Dombrande beseitigte er ihn sofort gänzlich. Er erbaute dafür am äußersten Rande der Stadt den



Epitaphium der St. Gabriels-Kapelle in Salzburg.

schönen noch bestehenden Friedhof bei der Kirche St. Sebastian, von gewölbten Bogen-  
gängen im Viereck umschlossen, und errichtete in dessen Mitte als Mausoleum für sich  
die St. Gabriels-Kapelle. Die kleine Rotunde, nach außen einfach, stellt sich in dem  
mit Mosaik bekleideten Innenraume als ein zierliches Werk der Spätrenaissance dar.

Daß das Beispiel des Landesherren nicht ohne mächtigen Einfluß auf die Bauhätigkeit  
auch aller übrigen Kreise blieb, versteht sich wohl von selbst. Das reiche Domkapitel, die

geistlichen Stifte und Klöster, der Adel und die Bürgerschaft folgten ihm theils aus freien Stücken, theils mehr oder weniger gezwungen im Niederreißen und Bauen, Erneuern und Verschönern nach. Was seine Reformpläne verlangten, mußte geschehen, man mochte wollen oder nicht, wobei er übrigens mit Förderung und Unterstützung jeder Art nicht kargte. Seine Großmuth gegen die Willfähigen kannte keine Grenzen. In kurzer Zeit bekam fast die halbe Stadt, wie der Chronist schreibt, eine neue Gestalt. Sie muß sich auch erheblich vergrößert haben, denn die durch die Demolirungen aus dem Inneren verdrängten Elemente setzten sich zum guten Theile an der Peripherie wieder an.

Und hier scheint es uns am Plage, auch auf das salzburgische Bürgerhaus, wie es in den alten Stadttheilen noch heute vorherrscht, einen kurzen Blick zu werfen. Es hat bekanntlich eine eigenartige, auf deutschem Boden seltene Gestalt, der man weder architektonische Schönheit, noch mit Rücksicht auf Klima und Lebensweise große Zweckmäßigkeit nachrühmen kann. Eng und mäßig an einander gedrängt, mehr in die Tiefe als Breite gehend, strebt das Gemäuer mit glatten unbelebten Außenwänden zu der Höhe von vier bis fünf Geschossen empor und schließt, oben mit einem horizontalen Gesimse das plattformartig construirte Holzdach verdeckend, ab. Weder der Erker- noch der Giebelbau des altdeutschen Bürgerhauses kam hier zur Geltung. Und wie das Äußere, so zeigt in fast typischer Gleichförmigkeit auch das Innere manchen eigenen Zug: ein meist unverhältnißmäßig großes Stiegen- oder nach ortsüblicher Sprachweise „Vorhaus“ in der Mitte und offene, von Marmorsäulen getragene Bogengänge, welche das vordere Hauptgebäude mit einem oft ebenso großen Hinterbaue verbinden. Zwischen beiden ein enger Hofraum mit dem oft recht zierlichen Schmuck der erwähnten Säulengänge. Man gewöhnte sich dieses Salzburgerhaus „italienisch“ zu nennen, und in der That mahnt es in einigen Stücken lebhaft an Italien. Manche Uferpartie unserer Stadt, wo die alten Bürgerhäuser in gequetschter Masse sich an die Salzach drängen, könnte ebenso gut am Po oder Arno stehen. Wir bemerkten früher, daß diese absonderliche Bauanlage in Salzburg unzweifelhaft hohen Alters, vermuthlich so alt wie die Stadt selber ist. Wie viel zu ihrer Entwicklung Einflüsse vom nahen Italien, die kaum ganz wegzuleugnen sind, mitgewirkt haben mögen, läßt sich heute schwer entscheiden, gewiß aber liegt der erste und natürlichste Erklärungsgrund in der Lage der Stadt und in der Art ihres Entstehens. Das felsige Becken, das heute die Stadt nach allen Seiten überquellend ausfüllt, bot von Anfang schon zwischen Berg und Fluß kargen Raum zur Besiedlung, und von diesem hatte den größten und — in den Augen des schutzbedürftigen Mittelalters wenigstens — besten Theil das Besizthum der Kirche eingenommen. Für das Bürgerthum, das unter ihren Fittigen allmählig heranwuchs, blieb wenig übrig, mit seinem Erstarken wurde es bald zu wenig. Dieses mußte sich in engen Gassen und Gäßchen um den breitgelagerten Kern der kirchlichen Gebäude

drücken und nach aufwärts zu gewinnen suchen, was ihm unten für seine baulichen Bedürfnisse zum Wohnen und Hantiren an Raum, an Sonne, Luft und Licht gebracht. Man mußte mit einem Worte anstatt wie anderorts auf bequemem Boden nebeneinander hier unter zweifachem Drucke übereinander bauen. So entstand das vielgeschmähte alt-salzburgische Bürgerhaus; sein nach außen zurückhaltendes, nach innen gefehrtes Weßen, seine Giebelverachtung, sein Aufstreben in voller Masse zu ungewöhnlicher Höhe, endlich die für mannigfachen Gebrauch der Bewohner dienende Plattform des Daches findet darin die Erklärung. Das Haus gestaltete sich weder architektonisch noch rechtlich betrachtet zu einer Einheit, sondern zu einem Sammelbegriffe von Stockwerken, deren jedes als selbständiges Besizobject seinen eigenen Herrn haben konnte und vielfach wirklich hatte, zum Theil noch heute hat. Unterbau und Dachung sind gemeinschaftlich, alles Übrige in horizontaler Schichtung getheilt. Daß das complicirte Verhältniß zu mancher Irrung Anlaß gibt und namentlich den baulichen Fortschritt gewaltig hindert, liegt auf der Hand. Man geht ihm darum schon seit Jahren nicht ohne Erfolg zu Leibe, doch ist es zu tief und fest gewurzelt, um sein volles Verschwinden so bald hoffen zu dürfen.

Wolf Dietrichs energische Baureformen konnten auch auf die geschilderte Entwicklung der bürgerlichen Bauweise in Salzburg nicht ohne Einfluß bleiben. Je mehr des Raumes seine neugeschaffenen Plätze und seine grandiosen Bauten im Herzen der Stadt wegnahmen, desto spärlicher und enger wurde er für das Bürgerthum. Dieses sah sich zum Theil, wie schon erwähnt, gegen die Peripherie, gewiß aber ebenso dem gewohnten Zuge folgend gegen die Höhe gedrängt. Die alten Bürgerhäuser erhielten um dieselbe Zeit ihre letzte, im Wesentlichen bis heute bewahrte Gestalt. So wurde Salzburg binnen wenigen Jahrzehnten aus einer Stadt des Mittelalters eine Stadt der Renaissance und Erzbischof Wolf Dietrich war deren Schöpfer. Das Viele und Große, das seine Nachfolger schufen, war im Grunde nur Fortwirkung seiner Impulse, Ergänzung und Vollendung seines Werkes.

Die Bauten Wolf Dietrichs waren durchaus noch im Stile der Hoch- und Spätrenaissance gehalten, mit ruhigen, klaren Linien, großen Flächen, maßvollem, meist sogar ziemlich magerem plastischen Ornament. Auch seine nächsten Nachfolger bis über die Mitte des XVII. Jahrhunderts blieben in ihren Bauwerken, dem neuen Dom voran, dieser Stilart treu. Erst um 1670 kam auf dem kirchlichen wie profanen Baufelde das bewegtere und üppigere Barock, ein halbes Jahrhundert später, um 1720, das Rococo in seiner reizenden Zügellosigkeit zum vollen Durchbruche. Keines natürlich im Sprunge; es ist interessant und bei den ansehnlichen Bauobjecten, die jede dieser Epochen in Salzburg auf kleinem Raum zusammengedrängt hinterließ, auch leichter als in großen Städten, die mannigfachen Wendungen, Übergänge, Fort- und Rückschritte der Stilbewegung zu verfolgen. Das Rococo behauptete seine Herrschaft bis zum letzten souveränen Erzbischof Hieronymus

Colloredo (1772 bis 1803), dessen wenige Bauten bereits den dürren Ausläufer der Renaissance, den eigentlichen Popsstil, bekunden.

Aus dieser langen Jahresreihe verdient ein Zeitraum noch besonders hervorgehoben zu werden: die Zeit des Überganges vom Barock zum Rococo, beiläufig 1690 bis 1720. Man darf sie unbedenklich eine zweite Blütezeit der Architektur, ja der Kunst überhaupt in Salzburg nennen, der ersten gegen Ausgang des Mittelalters an Gehalt und Fruchtbarkeit kaum nachstehend und doch von ihr gar sehr verschieden. Jene hatte im Volksthum bis hinab zu dessen untersten Schichten gewurzelt, fast ausschließlich religiösen Zwecken gedient und ihr Wirken über das ganze Land ausgebreitet; diese zweite war dagegen fürstlich-vornehmen Ursprunges und Charakters, neben der kirchlichen auch der profanen Kunsttrichtung in gleichem, ja stärkerem Maße zugewendet und mit ihren Schöpfungen fast einzig auf die Verschönerung der Hauptstadt und ihrer Umgegend bedacht. Der leuchtende Stern dieser Periode war Erzbischof Johann Ernest Thun (1687 bis 1709), der hochsinnige Stifter, der auch als prachtliebender Bauherr und Kunstmäcen seinen Namen in Salzburg unsterblich machte. Die Zahl seiner kirchlichen wie profanen Bauwerke von künstlerischem Range ist wahrhaft erstaunlich. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben die bedeutendsten derselben vorzuführen; hier sei nur noch einer kunstgeschichtlich nicht uninteressanten Wendung, welche jene Periode für Salzburg brachte, kurz gedacht. Während des ganzen Mittelalters, besonders aber von Beginn der Gothik an, da die Kunstübung aus den geistlichen in bürgerliche Hände, aus den Klosterzellen in die Bauhütten und Werkstätten übergegangen war, stand Salzburg in Bezug auf Kunst und Künstler mit Baiern in engster Verbindung. Zwischen hier und den bairischen Kunststätten Regensburg, Landshut, Passau, München fand ein steter und reger Wechselverkehr statt, der zeitweise noch weiter bis Nürnberg und Augsburg sich erstreckte. Der geistliche Verband allein schon hatte Salzburg als Metropole Baierns auf diese Richtung gewiesen. Mit der Renaissance überließen sich beide — Salzburg und Baiern — für lange Zeit der künstlerischen Führung Italiens; von dorthier verschrieb man sich fast ausschließlich die Architekten, aber auch Künstler anderer Art, namentlich Maler, Bildhauer und Stuccatorer in großer Zahl. Sie kamen theils direct, theils auf dem Wege über München hierher. Erzbischof Johann Ernest Thun und sein Nachfolger Franz Anton Harrach waren die Ersten, die für ihre Bauunternehmungen Meister der Kunst aus Wien beriefen, und zwar keine geringeren als die berühmten kaiserlichen Hofarchitekten Johann Bernhard Fischer von Erlach und Johann Lukas Hildebrandt. Damit war für Salzburg die künstlerische Herrschaft der Wälschen auf immer gebrochen und auch der Einfluß Baierns zurückgedrängt; an deren Stelle trat eine bis dahin völlig unbekannte Fühlung und Verbindung mit dem Kunstleben der österreichischen Lande und vor Allem Wiens, die auch in der Folge niemals mehr gänzlich

zerriß. Von dort an macht sich aber auch das Emporwachen einheimischer Kräfte zu künstlerischem Rang und Namen in stärkerem Maße als früher bemerklich; sie spielten durch das ganze XVIII. Jahrhundert neben den von außen berufenen Künstlern eine achtunggebietende Rolle und entfalteten eine Wirksamkeit, die bei einigen selbst in weite Kreise über Salzburg hinaus drang. Die verwandtere Schule der deutschen Meister scheint anregender gewirkt zu haben als jene der fremden. Was namentlich Fischer von Erlach betrifft, so ist es ein Verdienst der neuesten Forschung, sein fast in Vergessenheit gerathenes künstlerisches Wirken und Schaffen in Salzburg wieder ans Licht gezogen zu haben. Die Summe desselben ist überraschend groß und dürfte sogar durch weitere archivalische Aufschlüsse sich noch vermehren. Wir wüßten keinen zweiten in Salzburg jemals so viel beschäftigten Architekten, selbst die Zeit des Dombaues nicht ausgenommen, zu nennen, aber nach Wien auch keine zweite Stadt in Oesterreich, in der sein Genius sich durch so viele und glänzende Werke verewigt hat.

Aus der Menge der salzburgischen Renaissancebauten läßt sich hier nur das Bedeutendste im Einzelnen aufführen. Voraus sei bemerkt, daß auch während dieser Stilperiode im Lande — weniger freilich in der Stadt — der Kirchenbau sein altes Übergewicht behauptete. Die bereits große Zahl kirchlicher Gebäude wurde um nicht weniger als 104 neue vermehrt, daneben aber auch an den alten umgebaut, restaurirt und „modernisirt“, daß es eine Freude, um nicht zu sagen, manchmal ein Jammer war.

Auch die Stadt Salzburg wurde von der Renaissance mit 14 weiteren Kirchen beschenkt, darunter mit dem neuen Dome und mehreren so ansehnlichen, daß eine davon füglich ein zweiter Dom genannt werden darf. Sie sind es vornehmlich, die mit ihren Kuppeln und glockenreichen Thürmen der Stadt die Signatur der geistlichen Metropole und jene festtägliche, südlich angehauchte Stimmung geben, für die man den durch lange Zeit beliebten, stark übergreifenden Ausdruck „deutsches Rom“ erfand.

Unter den Kirchenbauten der Renaissance, um diesen wieder den Vortritt zu lassen, gebührt in jeder Hinsicht der erste Platz dem Dome. Was seiner Erbauung vorangegangen und durch welche Ereignisse sie veranlaßt worden, haben wir bereits erzählt. Der alte romanische Münster lag seit 1598, richtiger seit 1606, zerstört, um einem größeren und vermeintlich schöneren Dome an gleicher Stelle Platz zu machen. Der oftgenannte Erzbischof Wolf Dietrich war nicht der Mann, mit der Ausführung seiner Pläne, welche ihm der Dombau so willkommen in die Hände gespielt, lange zu zögern. Kaum hatte der Abbruch begonnen, so berief er auch schon für den Neubau den venetianischen Baumeister Vincenzo Scamozzi (1552 bis 1616), einen Schüler Palladios, der durch zahlreiche Palastr- und Kirchenbauten in Venedig selbst wie in verschiedenen Orten Oberitaliens seinen Namen berühmt gemacht hatte. Nach dessen von Wolf Dietrich genehmigten Bauplänen, welche in

der Hauptsache erhalten blieben, wäre der neue Dom in der That ein Gebäude von riesigen Dimensionen, genialer Anlage und reicher architektonischer Durchbildung geworden, mit Vorhalle, Haupt- und Querschiff, zu deren Seiten 18 kuppelförmig überwölbte, untereinander verbundene Kapellenräume eine Art von Nebenschiffen bilden sollten. Eine mächtige Kuppel war über der Bierung, eine zweite über dem Presbyterium beantragt, nach venetianischer Vorliebe wären deren vielleicht noch mehr geworden. Auch auf den Bau von Thürmen an der Westfront scheint der Plan Bedacht genommen zu haben. Die Maße im Lichten waren mit 135 Meter Länge für Hauptschiff und Chor, 95 Meter für das Querschiff, über 7.000 Quadratmeter Flächeninhalt projectirt; sie hätten sonach jene der größten deutschen Kirchengebäude, des Kölner und Speyerer Domes, um ein Beträchtliches überboten. Das Überschwängliche des Ganzen liegt auf der Hand. Der Riesenbau wäre außer allem Verhältnisse zur Größe der Stadt und des Erzstiftes, auch außer Verhältniß zu den Mitteln des Bauherrn gestanden und hätte seine Vollendung sicher niemals erlebt. Am 18. April 1611 ließ Wolf Dietrich zu diesem Dome den Grundstein legen und den Bau sofort mit seiner gewohnten Hast wirklich beginnen. Nicht wenig kostbares Steinwerk vom alten Dome scheint dabei als Material benützt und in die Grundmauern versenkt worden zu sein. Allein kaum waren diese über die Erdoberfläche hinausgestiegen, ereilte den Bauherrn 1612 sein selbstbereitetes Schicksal, klägliches Sturz und Gefangenschaft, aus der ihn 1617 erst der Tod befreite. Mit Scamozzis grandiosem Baue war es nun für immer vorbei. Wir besitzen von dem gefeierten Meister nur ein paar kleinere Bauten, die er während seines Aufenthaltes in Salzburg um 1604 im Auftrage des Erzbischofs nebenher ausführte oder wenigstens entwarf: einige in edelster Renaissance gehaltene Theile sowie vermuthlich auch die reizend decorirte Haupttreppe des heutigen Regierungsgebäudes und ein an sich schönes, aber völlig unharmonisch und störend eingebautes Oratorium in der Franciscanerkirche, welche für die Gottesdienste der Domkirche während des Neubaus ausersehen war.

Wolf Dietrichs Nachfolger Marx Sittich von Hohenembs faßte einen den Verhältnissen besser entsprechenden Bau des Domes ins Auge und berief hierzu an Scamozzis Stelle gleichfalls einen wälschen Meister von bescheidenerem Namen: Santino Solari aus Como. Er war aus guter Schule, einer von den unzähligen Architekten, womit Italien dazumal die halbe Welt versorgte. Dieser lieferte schon 1613 zu einem beträchtlich kleineren und einfacheren Gebäude, in den Grundformen der Peterskirche von Rom nach damals beliebter Weise nachgebildet, die Pläne; 1614 wurde neuerdings der Grundstein gelegt und auf neuen Grundmauern der Bau abermals begonnen. Marx Sittich und nach dessen 1619 erfolgtem Tode Erzbischof Paris Lodron führten ihn unter Solaris Leitung so rüstig fort, daß nach 14 Jahren die auch jetzt noch großartige Kirche in der Hauptsache



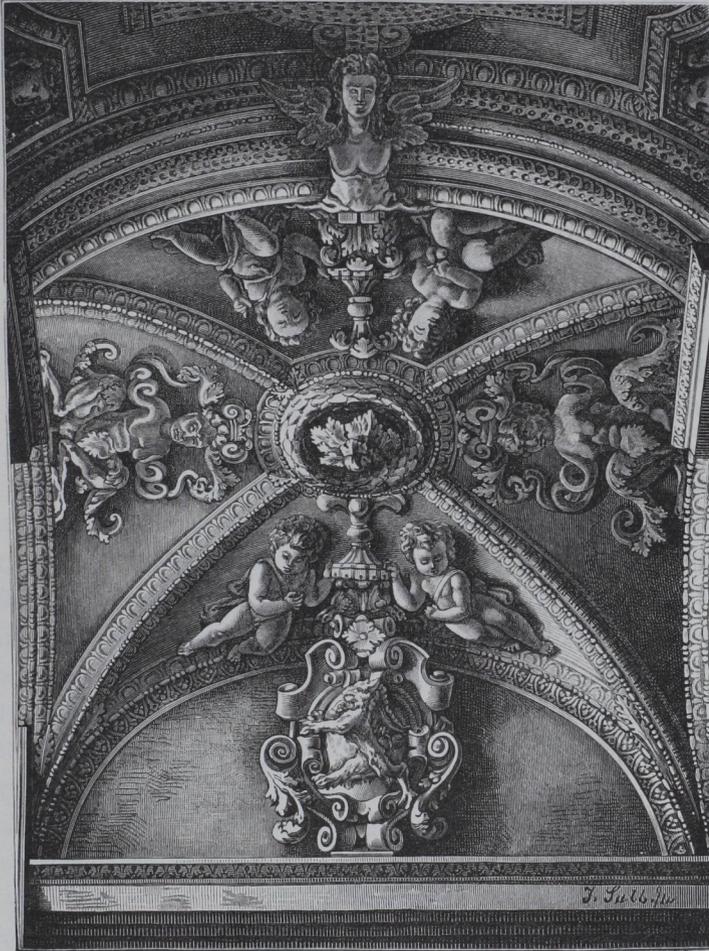
Die gegenwärtige Domkirche in Salzburg.

fertig und zur Einweihung bereit stand. Am Rupertsfeste 1628 erfolgte die letztere mit außerordentlicher Feierlichkeit und Pracht im Beisein fast des ganzen bayerischen Hofes. Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges verzögerten indeß noch lange die gänzliche Vollendung. Des Erzbischofs Paris erste Sorge nahm während des Baues die wiederholt nahe gerückte Feindesgefahr und die Vertheidigung der Stadt und des Erzstiftes in Anspruch. Sein Hofbaumeister Solari leitete gleichzeitig mit dem Dombaue auch die für jene Zeit großartige Fortification der Hauptstadt, mußte rings um dieselbe Festungswerke aufführen, die Schlösser und die Pässe des Landes in wehrhaften Stand setzen. Erst nach Wiederkehr des Friedens brachte Erzbischof Guidobald Thun um 1655 durch Auführung der beiden Thürme und Vollendung der Westfront den Bau zum Abschlusse. Die innere Ausstattung währte noch länger; gegen 1680 endlich unter Erzbischof Max Gandolf Rhünburg konnte man sie in allem Wesentlichen vollendet nennen. Aber auch fast jeder der nachfolgenden Erzbischöfe verewigte seinen Namen im Dome durch irgend eine monumentale That.

Es war eine harte Kriegszeit, die leidenvollste des deutschen Reiches, in der der neue Dom sozusagen mit dem Schwerte in der Faust erbaut wurde. Wüster Waffenlärm mischte sich mehr als einmal in die Arbeit der Künstler und Bauleute. Daß trotz alledem der gewaltige Bau energisch und unentwegt und, was noch mehr sagen will, ohne Schuldenlast oder Bedrückung des Volkes ausgeführt wurde, war nicht die geringste unter den Thaten des großen Paris Lodron. Aber auch manche schwache Seite der Gestalt des Bauwerkes findet damit die Erklärung.

Der heutige Dom stellt sich in den völlig klaren Formen einer Basilika mit hohem Mittel- und Querschiffe, niedrigeren Abseiten, Kuppel über der Vierung, Vorhalle und zwei Thürmen an der Westfront dar, Alles aus Einem Gusse im Stile der Spätrenaissance mit merklichem Übergehen zum Barock. Er ist in Quadern aus dem Sandsteine (Nagelsfluh) des Mönchberges aufgeführt, die Front sammt Thürmen mit weißem Marmor überkleidet. Seine Dimensionen (Länge 99 Meter, Breite im Querschiffe 68 Meter, im Langhause 45 Meter, Höhe der Hochschiffe 31 Meter, der Kuppel 65 Meter, der Thürme 79 Meter, Gesamtbaufäche 4.500 Meter) sind sehr bedeutend und weisen ihm unter den größten Domen Osterreichs und Deutschlands den Platz ungefähr in der Mitte der Reihe an. Als Denkmal der kirchlichen Renaissance hat er auf deutschem Boden keinen Rivalen. Nach dem Muster der Peterskirche sind Chor und Querschiff in weit ausladendem Halbrund geschlossen, die Nebenschiffe aber in je vier unter sich verbundene Kapellen getheilt und über denselben Dratorienräume von imposanter Ausdehnung angebracht, welche mittels hoher Doppellöffnungen mit Marmorbalconen in die Hochschiffe münden. Im Außern fällt der Gegensatz der Front sammt Thürmen zu dem übrigen Baukörper einigermaßen

störend auf. Erstere prangt in lebhafter Gliederung, mit dreifacher Pilasterstellung übereinander, reichlichem Sculpturenschmuck an Statuen und decorativem Beiwerk; alle anderen Seiten dagegen wie auch die Kuppel zeigen kahles, fast trotzig aufsteigendes Gemäuer,



Gewölbedecoration im heutigen Regierungsgebäude in Salzburg.

außer den Fenstern durch wenige Linien belebt. Man fühlt sich dabei an die vorerwähnten gleichzeitigen Festungsbauten Solaris gemahnt, die dem guten Meister wohl ebenso viel zu schaffen geben mochten wie der Dom. Dennoch wirken diese ungemein klar entwickelten Massen kaum minder bedeutend als die schmuckbeladene Front. Dazu trägt besonders auch die herrliche freie Stellung des Gebäudes inmitten dreier großen Plätze, wie sie den alten Kathedralen selten beschieden ist, bei.

Das Innere betritt man durch eine hoch gewölbte schmucklose Vorhalle mit drei Marmorportalen. Es übt eine mächtige Wirkung durch Großräumigkeit, Ebenmaß der Verhältnisse und vollendete Harmonie des Details; Alles athmet eine heitere, wiewohl etwas kühle, gemessene und von profanem Anhauche nicht gänzlich freie Noblesse. Der Abgang warmen Farbtones, der ursprünglich vielleicht nicht bestand, macht sich heute entschieden fühlbar. Wahrhaft kunstvoll und reizend dagegen ist der Stuccaturen-schmuck, der im Inneren alle Wandflächen und Gewölbe überkleidet. Sein Reichthum, dabei sein maßvolles Sich-Anschmiegen an die Architektur, endlich die graziose Feinheit und Eleganz der Einzelbildungen erregt in gleichem Maße Bewunderung. Die Ausstattung der Innenräume in Sculptur und Malerei stimmt wohlklingend zu dem Baue, hält jedoch mit dessen Großartigkeit und Schönheit nicht durchaus gleichen Schritt. Die elf Altäre von Marmor zeigen noch die edlere Formenbildung der Spätrenaissance von barocken Zuthaten ziemlich frei; der Hochaltar und die beiden großen Altäre des Querschiffes verdienen Prachstücke ihrer Art genannt zu werden. Die figürliche wie ornamentale Sculptur erreicht dort zum Theil einen classischen Rang. Einfacher, doch ebenso stilgerecht und durch Schönheit des Marmors wie durch Adel der Form ausgezeichnet, sind die Altäre der Seitenkapellen. Sie wurden erst um 1665 durch Antonio Dario, den Erbauer des Residenzbrunnens, hergestellt. Die übrigen Meister der Steinsculpturen wie der Stuccaturen, vermuthlich meist Italiener, sind leider unbekannt.

Erwähnungswerth scheinen uns noch die großen Epitaphien der zehn Erzbischöfe von Marx Sittich bis zu Hieronymus Colloredo, der als letzter die Säkularisation überlebte, 1812 in Wien starb und in der dortigen Stefanskirche sein neuestens arg zugestuztes Grabdenkmal besitzet. Sie erheben sich im Anschlusse an die Architektur völlig gleich gestaltet und symmetrisch im Chore und Querschiffe aufgestellt zu ansehnlicher Höhe und ziehen mehr durch prunkhafte als künstlerisch edle Sculptur in verschiedenen, zum Theile kostbaren Steinarten das Auge auf sich. Jedes trägt in Öl gemalt das Porträt des betreffenden Erzbischofs. Abgesehen von der historischen Bedeutung kommen diese Denkmale auch als belebender Schmuck den mächtigen Räumen vortrefflich zustatten. Auffallend karg bedacht, ja fast vernachlässigt blieben im Dome zwei Ausstattungsobjecte, die sonst gewöhnlich durch decorativen Kunstaufwand sich hervorthun: das Chorgestühl und die Kanzel. Ihr ärmliches Aussehen stand zu dem Übrigen in verlegendem Contraste, bis erst die jüngste Restauration 1859 für eine würdigere Neuherstellung sorgte.

Der Gemälde-schmuck des Domes ist dem Ursprunge wie dem Kunstwerthe nach sehr verschieden. Schon während des Baues berief Erzbischof Paris Künstler aus Italien zur malerischen Ausschmückung des Inneren hierher. Ihr Führer war der florentinische Servitenmönch P. Arsenio Mascagni, dem sich Antonio Solari, ein jüngerer Verwandter

des Dombaumeisters, und Francesco da Siena zugesellten. Diese führten die sämtlichen Freskogemälde, die zwei großen Wandgemälde im Chore und die Ölbilder der drei Hauptaltäre aus.

Was zunächst die Fresken betrifft, welche die Innenflächen der Kuppel und die Gewölbe der Hochschiffe bekleiden, so litt ihre Anordnung und Wirkung unter der vom Architekten auferlegten Fessel der Zerstückelung in zu viele und kleine Felder. Er legte das decorative Hauptgewicht offenbar auf die Stuccatur und bannte die Malerei in nicht weniger als 81 reizend eingerahmte Flächen verschiedenster Größe und Gestalt. Ihre Menge wirkt unruhig und ihr Inhalt geht infolge der Kleinheit des Formats sowie der Höhe ihres Standortes für den Beschauer halb verloren. Dies ist um so mehr zu beklagen, als Mascagni wie Solari unbestreitbar Meister hohen Ranges waren und hier einen Gemäldecyclus schufen, der im Ganzen betrachtet dem Besten, was die Malerei aus jener Zeit auf deutschem Boden aufweist, beigezählt werden darf. Die größeren Fresken des Chores und Querschiffes, noch mehr die beiden Wandbilder des Chores sind Meisterwerke von packender Schönheit. Das Gleiche gilt von den Bildern der zwei großen Seitenaltäre, wogegen leider gerade jenes des Hochaltars bedeutend schwächer ist.

Mascagnis Pinsel verräth den Einfluß, vielleicht die Schule des großen Florentiners Fra Angelico da Fiesole mit ihren Vorzügen und Mängeln. Er spricht sich in dem Adel und Liebreiz der Gestalten, in der Innigkeit der Empfindung, in dem weichen heiteren Farbenschmelz ebenso deutlich aus wie in dem Abgange lebendiger Charakteristik und individuellen Ausdruckes. Zu freierer Bewegung und Naturwahrheit brachte es sein Schüler Antonio Solari, wie dessen herrliche Wandbilder, Christus in der Vorhülle und die Grablegung, im Chore des Domes beweisen. Auch die Stiftskirche St. Peter besitzt ein großes, flüchtig und derb gemaltes, aber ergreifend componirtes Bild desselben Meisters, die Kreuzigung.

Nicht unerwähnt lassen möchten wir die köstliche, bis heute erhaltene Farbenfrische der Altar- und Wandbilder. Die Gewölbefresken brachte der letzte Dombbrand 1859 dem Verderben nahe, so daß man einen großen Theil derselben durch längere Zeit für unwiederbringlich verloren hielt. Einer geschickten Restaurirung gelang es zum Glück, sie über Verhoffen gut wieder herzustellen und wenigstens die ursprüngliche Zeichnung derselben vollständig zu retten. Die Altarbilder in den Seitenkapellen rühren von verschiedenen Malern des XVII. Jahrhunderts, Joachim Sandrart, Franz Neve, Karl Scretta und Heinrich Schönfeld, her. Nicht alle sind in ihrem Kunstwerthe des Domes würdig; nur Schönfelds „Rochus und Sebastian“ wird als ein Meisterbild hohen Ranges einstimmig anerkannt. Auch in den Oratorien mit der Ruperts- und Virgilskapelle (erstere durch prächtige Ornamentik ausgezeichnet), sowie in den zwei Sacristeien finden sich gute, zum

Theile vorzügliche Gemälde von Mascagni, Solari, Andreas Renzi und Franz Neve. In neuester Zeit wurde der Gemäldekreis des Domes noch mit den Bildern der vier Evangelisten an den Pendantifs der Kuppel von August von Würndle in Wien (an Stelle der vom Brande 1859 zerstörten) und mit den wohl gelungenen Darstellungen des Kreuzweges an den Zwischenwänden der Seitenkapellen, von Ludwig Glögle in München gemalt, vermehrt. Die augenscheinlich zur Aufnahme von Fresken bestimmten Gewölbfelder in diesen Kapellen wie auch in den Dratorien sind leider leer, das einzig Unvollendete im ganzen Gebäude.

Auch der heutige Dom ist der dominirende Mittelpunkt, das architektonische Glanzstück Salzburgs, mit Recht sein Stolz. Eines jedoch, der weihewolle Altershauch, der seinen Vorgänger einst durchweht hatte, bleibt ihm versagt. Für das Jahrtausend, das über dieser christlichen Kultusstätte hingegangen, für die Rolle, die sie im Kirchenleben Deutschlands und darüber hinaus gespielt, die Schicksale und Thaten, deren Zeuge sie gewesen, die Geschlechter, die sie kommen und schwinden gesehen, hat der verjüngte Bau mit Allem, was er einschließt, keine Sprache mehr.

Die zweitgrößte Kirche Salzburgs, die ehemalige Universitäts-, nun Studienkirche zu Mariä Empfängniß, wurde vom Erzbischof Johann Ernest Thun in den Jahren 1696 bis 1707 nach dem Plane und unter der Leitung des oben genannten kaiserlichen Hofarchitekten zu Wien Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut. Sie ist unseres Wissens das größte Kirchenbauwerk dieses Meisters, seiner berühmten Wiener Karlskirche, wiewohl in Kunstrang und Glanz der Erscheinung nachstehend, doch an Umfang überlegen. Wie schon erwähnt, könnte sie auf den Namen eines „zweiten Domes“ in Salzburg Anspruch machen. Ihr Baustil ist vollkräftiges, an Rococo streifendes Barock. Die Maßverhältnisse sind bedeutend: die Länge beträgt 81 Meter, die größte Breite 35 Meter, die gesammte Baufläche rund 2.700 Quadratmeter. In der Anlage stellt sich das Gebäude als ein oblonger Centralbau dar, mit längerem Haupt- und kürzerem Querschiffe, deren Axen sich im Halbierungspunkte schneiden. Die Gewölbe erreichen die Höhe von 29 Meter, über der Bierung erhebt sich bis auf 57 Meter eine stattliche Kuppel. Die Winkel zwischen den Kreuzarmen der Hochschiffe füllen nach innen oval geformte Kapellen mit großen Dratorienräumen darüber aus. Sie öffnen sich gegen das Hauptschiff in hohen, gegen das Querschiff in niedrigeren Bogen und stellen durch diese zweifache Verbindung zugleich eine Art von Nebenschiffen her.

Das Äußere der Kirche fällt zunächst durch lebhaft, fast unruhig bewegte Formen und eine im Verhältnisse zur Grundfläche überspannte Höhenentwicklung ins Auge. Ein architektonisches Prunkstück origineller Art ist die Front, in breiter Bogenlinie mit weit geöffneter Vorhalle ausbauchend und von zwei kräftigen Glockenthürmen flankirt, die nach



Die Studentkirche zu Mariä Empfängniß in Salzburg.

oben mehr absonderlich als schön mit Voluten, geschweiften Balustraden und Statuen an den Ecken abschließen. Reichliches decoratives Beiwerk dieser Art belebt die ganze Front, die malerisch recht wirksam, doch von einem gewissen pomphaften Schwulste nicht freizusprechen ist.

Bei weitem ruhiger und edler ist der Eindruck des Inneren. Die großen Verhältnisse und die vornehmen spätrömischen Formen der Architektur wirken trotz einzelner Bizarrerien bedeutend. Sie würden es noch mehr, wenn nicht das eintönige Weißgrau und das unfertige Aussehen des Ganzen störend hinzukäme. Die prächtige Architektur mit flotter, aber

sparsam angebrachter Stucco-Ornamentik war offenbar auf die Mitwirkung eines reichen Sculpturen- und Farbenschnuckes berechnet, den man ihr schuldig blieb. Die kahlen Flächen zeigten förmlich nach Gemälden, die leeren Nischen nach den Statuen, für die der Architekt sie geschaffen hat.

Auch die sonstige innere Ausstattung entspricht nicht der Größe und künstlerischen Bedeutung des Bauwerkes. Mit Ausnahme des Hochaltars sind sämtliche Altäre aus Holz in kläglichstem Rococo mit ebenso werthloser decorativer wie figürlicher Schnizarbeit aufgebaut. Von den Altarbildern darf man nur die zwei an den Altären des Querschiffes als schön, vielleicht sogar als den Hauptschmuck der Kirche bezeichnen. Sie sind Werke des seinerzeit berühmten kaiserlichen Hofmalers Johann Fr. Rottmayr von Rosenbrunn (1660 bis 1727), eines gebornen Salzburger's, und dürften zu den besten Schöpfungen seines Pinsels zählen. Ihren Gegenstand bilden Scenen aus dem Leben des heiligen Benedict und Karl Borromäus, Schutzpatrone der einstigen Universität. Zeichnung wie Farbengebung, an die Weise des Rubens erinnernd, sind vorzüglich, die Composition voll Leben und Ausdruck.

Bei dem Namen Rottmayr wollen wir nicht unterlassen, auf ein noch höher geschätztes Bild von seiner Hand aufmerksam zu machen. Dasselbe ziert den Altar einer Seitenkapelle in unserer Franciscanerkirche und stellt den heiligen Franciscus als Nothhelfer und Fürbitter der Bedrängten dar. Bekanntlich hat Rottmayr seine ungemein fruchtbare Thätigkeit hauptsächlich in Wien, Niederösterreich und Baiern entfaltet. Aber auch Salzburg besitzt von ihm in den Kirchen, in der Residenz und anderen Orten außer den obigen noch eine ansehnliche Zahl von Gemälden, die meisten freilich von bedeutend geringerem Werthe.

In unserer Studienkirche erscheint noch das Presbyterium beachtenswerth durch ein in seiner Art interessantes Paradenstück des übermüthigsten Rococo. Der Hochaltar daselbst besteht nur aus der Mensa mit einem kleinen in Marmor und Gold aufs reichste ausgeführten Aufsage. Über ihm aber thürmt sich, die ganze Abschlußwand des Chores bis zum Gewölbe ausfüllend, ein riesiges Stuccaturwerk, die Glorie der Immaculata darstellend, auf: ein augenverwirrendes Gemenge von Wolken, flatternden und jubilirenden Engeln, in deren Mitte die Gestalt der Heiligen auf der Weltkugel empor schwebt. Das Ganze voll sprudelnder Phantasie, künstlerischer und technischer Bravour; leider beeinträchtigt das fahle Colorit und der Lichtmangel die Wirkung. Der Meister dieses großartigen Werkes, vermuthlich ein Italiener, ist in Vergessenheit gerathen; hoffentlich bringt fortgesetzte Forschung seinen Namen wieder an das verdiente Licht.

Von den übrigen kleineren Kirchengebäuden des Barockstiles in Salzburg seien hier nur noch jene kurz aufgeführt, welche mit der Studienkirche zugleich in der oben

erwähnten Blütezeit der Architektur um die Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts entstanden sind. Bei bescheidener Größe haben sie sämtlich Anspruch auf den Rang künstlerisch und stilgerecht ausgeführter Bauwerke. Keinem derselben fehlt es an dem obligaten Schmucke von Stuccaturen, Gemälden und besonders reichlich aufgewendetem Marmor. Die St. Erhards-Pfarrkirche in der Vorstadt Ronnthal und die Cajetanerkirche, die beiden ältesten der Reihe, wurden von dem bairischen Hofarchitekten Kaspar Zugalli aus München, die anderen aber, Dreifaltigkeits-, Ursulinen- und St. Johannisspitals-Kirche, von J. B. Fischer von Erlach aus Wien erbaut. Nebenbei bemerkt, ist auch die schöne Wallfahrtskirche Maria-Kirchenthal im Pinzgau ein Werk desselben Meisters. Nicht ohne Interesse scheint uns endlich noch, daß alle diese Kirchen, sowohl jene von Zugalli als die von Fischer von Erlach, eine ausgesprochen centrale Anlage gemein haben, welche bei dreien derselben zum vollkommenen Rotundenbau mit Apsiden und Kuppelbekrönung entwickelt ist.

Dem Rococostile ließ der schon vorhandene Kirchenreichtum der Stadt Salzburg wenig Raum mehr auf dem Felde der kirchlichen Architektur übrig. Das jüngste lustige Kind der Renaissance kehrte ja bekanntlich seine stärkste und liebenswürdigste Seite überhaupt dem Profanen zu, der Ernst der Kirche widerstrebte eigentlich seinem Naturell. Es ließ darum auch unsere älteren Kirchen, die Stiftskirche St. Peter, wie wir oben gezeigt, ausgenommen, ziemlich unbehelligt. Einen einzigen nennenswerthen Repräsentanten dieser Stilperiode besitzt die Stadt in der 1754 vom Grunde neu erbauten Kirche St. Sebastian. Sie ist heute — vor dem Brande von 1818 mag es anders gewesen sein — herzlich nüchtern; nur ihr herrliches Marmorportal und ein kunstvoll gearbeitetes Eisengitter, beide wahre Glanzleistungen des Rococo, nehmen das Interesse des Kunstfreundes in Anspruch.

In den Kirchen des Landes außerhalb der Hauptstadt war die Renaissance als Baustil zwar quantitativ, wenig aber qualitativ fruchtbar. Das Meiste, was sie dort schuf, ist praktisch verständig, für die vielfach geänderten Bedürfnisse des Cultus und der Gemeinde oft sogar vortrefflich angelegt, in der Beschaffung von freiem Raum, Luft und Licht der Gothik vielfach überlegen, aber formenarm und nüchtern bis zur völligen Stillosigkeit. Den Mangel ersetzte freilich, und zwar meist im Rococostile, eine desto schmuckreichere innere Ausstattung, nicht selten in schreiender Überladung.

Als kirchliche Bauwerke von Bedeutung verdienen hier besonders genannt zu werden: die große Stadtparrkirche in Hallein, an Stelle einer gothischen Kirche 1767 bis 1774 in nahezu profanisirendem Zopfstile erbaut; ferner die zweithürmigen Wallfahrtskirchen Mariaplain und Kirchenthal, erstere 1674 erbaut und durch ihre reiche innere Ausstattung bemerkenswerth, letztere ein bis auf die unschöne Front durchaus

edel gehaltener Bau Fischers von Erlach aus dem Jahre 1700, endlich die Kirche in Dürnberg, ein weithin leuchtender Quaderbau aus rothem Marmor. Diese ist schon 1594 bis 1609 erbaut, eine der wenigen Kirchen, womit Erzbischof Wolf Dietrich das Land beschenkt hat. Auffallend sind an ihren ziemlich trockenen Bauformen einige in so später Zeit überraschende Nachklänge der Gothik.

Zur profanen Architektur der Renaissanceperiode übergehend, können wir fast nur von der Stadt Salzburg reden. Auf diese concentrirte sich alles Bedeutende, was die Baulust der Landes- und Kirchenfürsten von Wolf Dietrich bis zur Säkularisation zu profanen Zwecken schuf. Obenan steht darunter das erzbischöfliche, nun kaiserliche Residenzschloß im Herzen der Stadt, zur Unterscheidung vom Sommerchlosse Mirabell ehemals auch die Winterresidenz genannt. Es nimmt dieselbe Stelle ein, wo seit Anfang des XII. Jahrhunderts der Hof oder die Burg der geistlichen Landesherren, ein wie es scheint wirrer Complex von Gebäuden jedes Alters, von denen keine wahrnehmbare Spur mehr übrig ist, gestanden hatte. Als Erbauer der heutigen Residenz und Gründer ihrer neueren Gestalt ist wieder Erzbischof Wolf Dietrich zu nennen; sie wurde indeß von seinen Nachfolgern fort und fort erweitert und verschönert. Es war kaum Einer, der sich nicht hier ebenso wie am benachbarten Dome in irgend einer Weise monumental verewigt hätte. Von einem einheitlichen Plane und Baustile kann bei solcher Entstehung keine Rede sein. Die Residenz ist ein weitläufiges, vielgliedriges Gebäude mit drei großen Höfen und ebenso vielen Fronten, jede in einer anderen Stilart der Renaissance. Ihre Architektur ist durchaus prunklos, mit dem Bauluxus anderer Fürstenschlösser nicht zu vergleichen, aber geräumig und fürstlich vornehm gehalten. Eine Hauptzierde ihres Inneren wie Äußeren bilden die schönen, zum Theile prachtvollen Marmorarbeiten in Portalen, Brunnen, Treppenbalustraden und dergleichen. Sie enthält ungefähr 180 Gemächer, darunter eine stattliche Galerie und fünf Säle, mit Stuccaturen, Decken- und Wandgemälden wohl geziert. Ihre einst reiche Ausstattung wurde in der der Säkularisirung nachfolgenden Kriegszeit, namentlich bei den Einfällen der Franzosen, gar sehr gelichtet. Erst in neuerer Zeit erfreut sich dieselbe, seit die Residenz zum Wohnsitz von Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses erkoren ist, wieder eines entsprechenden Zustandes.

Von den verschiedenen Tracten der Residenz kehrt der südliche, mit dem großen sogenannten Carabinierjaale, seine Längenfront dem Dome zu. Sie ist eine Palastfront aus der Zeit Wolf Dietrichs im Gepräge der Spätrenaissance mit einfachen, etwas steifen Linien und arm an Plastik. Wir müssen sie aber deshalb besonders erwähnen, weil sie dem prachtliebenden Erzbischof Guidobald Thun (1654 bis 1668) den Anstoß zu einer der glücklichsten Bauunternehmungen gab, die in genialer Weise die Architektur des Domes mit jener der Residenz zu einem ebenso großartigen wie malerisch wirksamen Ganzen

verbindet. Guidobald führte nämlich gegenüber dem obigen Tracte einen Frontbau vollkommen gleicher Größe und Gestalt, an den Enden beider Fronten aber zur Verbindung mit dem Dome die sogenannten Dombogen, offene Arkadenbauten eleganter Form, mit Marmor überkleidet, auf. Damit schuf er den Domplatz, den architektonisch schönsten und stilvollsten Platz der Stadt, wie sich eines schöneren wohl keine deutsche Mittelstadt rühmen kann, zugleich aber auch dem Dome selbst einen der Majestät des Gotteshauses würdigen geschlossenen Vorhof. Die ein Jahrhundert später 1774 auf der Mitte des Platzes von Erzbischof Sigismund Schrattenbach errichtete imposante Denksäule der Unbefleckten Empfängniß erhöht und ergänzt gewissermaßen mit ihren lebendigen Formen den Eindruck des vom Schloßberge und dem altersgrauen Gemäuer der hohen Festung überragten Architekturbildes.

Von den übrigen Palastbauten der Stadt seien hier nur der sogenannte Neubau (jetzt Regierungsgebäude), das Chiamesee'sche und Lodron'sche Palais (ersterees gegenwärtig Landschaftsgebäude, letzteres erzbischöfliches Convict), das Rhuenburg'sche Palais Langenhof, endlich das Capitelhaus des ehemaligen Domcapitels (jetzt leider zum Tabakhauptmagazin entwürdigt) besonders erwähnt. Sie sind zum Theile von beträchtlichem Umfange mit weiten Höfen und vornehmen Innenräumen, worin noch mancherlei Überreste entschwindenen größeren Glanzes das Interesse auf sich ziehen. Am Regierungsgebäude möchten wir den Thurm nicht unerwähnt lassen, der das bekannte Glockenspiel, von Erzbischof Johann Ernst Thun 1704 errichtet, trägt. Es ist ein populäres, wenn auch nicht immer melodisch klingendes Wahrzeichen der Stadt.

Zwischen der Residenz und dem Neubaue dehnt sich vor der nördlichen Langseite des Domes, der uns hier in seiner ganzen Größe vor Augen tritt, der umfangreichste und eigentliche Paradeplatz Salzburgs, der Residenzplatz, aus. Seine vierte Seite nehmen hübsche Privathäuser und das uralte, um 1780 im Rococostile erneuerte Kirchlein St. Michael, wahrscheinlich ein Überbleibsel des einstigen Domsfreithofes, ein. In der Mitte des weiten Platzes aber erhebt sich der Hof- oder Residenzbrunnen, ein mächtiger Springbrunnen, unter Erzbischof Guidobald Thun 1664 durch den italienischen Meister Antonio Dario aus weißem Marmor erbaut. Er galt lange Zeit als der schönste Zierbrunnen Deutschlands. Wir wissen nicht, wie viele neuere ihn heute übertreffen mögen; jedenfalls behauptet er durch Ebenmaß und Schönheit seines Aufbaues, sowie durch die Höhe des Wasserstrahles noch immer einen hervorragenden Platz.

Den fast ebenso großen Capitelpplatz auf der anderen, südlichen Seite des Domes ziert gleichfalls ein Brunnen von monumentaler, doch ganz verschiedener Gestalt, mit einem großen von Marmorbalustraden eingefassten Wasserbassin, welches als Pferdeschwemme benützt wird. Über demselben erhebt sich ein hoher portalartiger Bau aus

weißem Marmor in den lebendigen Formen des Rococo mit Neptun und Tritonen, von welchen das Wasser in schäumenden Cascaden herabquillt. Der schöne Brunnen, zu dessen Aufbau die römische Fontana Trevi das Motiv geboten zu haben scheint, wurde vom Erzbischof Leopold Firmian 1732 errichtet.

Bemerkenswerth und gewissermaßen zur Signatur der alten Bischofsstadt gehörig sind die sogenannten Kanonikalhöfe, Wohnhäuser der einstigen adeligen Domherren, etwa ein Duzend an Zahl, in der Umgegend des Domes zerstreut. Sie bilden, nicht unähnlich den Palazzi kleinerer italienischer Städte, eine Art Mittelglied zwischen herrschaftlicher und bürgerlicher Bauweise. Seit der Säkularisation größtentheils in Privatzinshäuser oder Amtsgebäude umgewandelt, haben sie von der früheren opulenten Ausstattung alles Beste ziemlich eingebüßt. Zwei dieser Domherrenhäuser wurden in jüngster Zeit zum gegenwärtigen erzbischöflichen Palais vereinigt und umgestaltet.

Weit augenfälliger tragen die zahlreichen Klöster, das altherwürdige Stift St. Peter voran, mit ihren breitgelagerten Gebäudemassen und langen Fensterzeilen zur baulichen Physiognomie der Stadt bei. Ihre Architektur ist der Bestimmung entsprechend durchaus höchst einfach; nur St. Peter mit zwei großen Höfen zeigt in einigen Theilen, namentlich im Prälaten- und Conventtracte, ansehnlichere Bauformen, denen es auch an künstlerischer Zier nicht gebricht. Das aufgehobene Cajetanerkloster (jetzt k. k. Truppenhospital) verbindet sich in dem Vordertracte mit dem marmorreichen Vestibul der inmitten stehenden Kirche zu einer palastartigen Front von vortrefflicher Wirkung. Nicht zu vergessen endlich des Frauenstiftes Nonnberg, dessen vielgliedriger Gebäudecomplex, die Reste vom Mittelalter und einen schönen Zubau der jüngsten Zeit ausgenommen, architektonisch ohne Bedeutung ist, aber durch den herrlichen Standort auf weit auspringendem Felsrücken den malerischen Reiz des Stadtbildes nicht wenig erhöht.

Alle bisher aufgeführten Bauwerke, soweit sie dem Bereiche des Palastbaues angehören, übertrifft an Größe der Anlage, Harmonie der Verhältnisse und einfach edler künstlerischer Durchführung das Gebäude des fürsterzbischöflichen Clericalseminars, kurzweg das Priesterhaus genannt. Es stellt sich als Werk der Architektur ebenso großartig wie als Stiftung und Bildungsanstalt dar. Sein Schöpfer war Erzbischof Johann Ernst Thun, der Meister des Baues aber J. B. Fischer von Erlach. Nach dessen Plänen und unter seiner Oberleitung wurde derselbe 1694 bis 1702 ausgeführt. Das Gebäude bildet ein großes längliches Viereck, dessen vordere Längseite in der Mitte die schon früher erwähnte Dreifaltigkeitskirche, eine Rotunde mit originell und heiter gezielter Front, Kuppel und zwei Thürmen, einnimmt. Zu beiden Seiten derselben dehnen sich symmetrisch langgestreckte Flügel, an den Enden durch stark vorspringende Nischen abgeschlossen, aus. Ihre decorative Ausstattung mit Gesimsen, ionischen Pilastern und stattlichen Portalen



Das Prachtthor des ehemals fürstlichen Hofmarstalles in Salzburg.

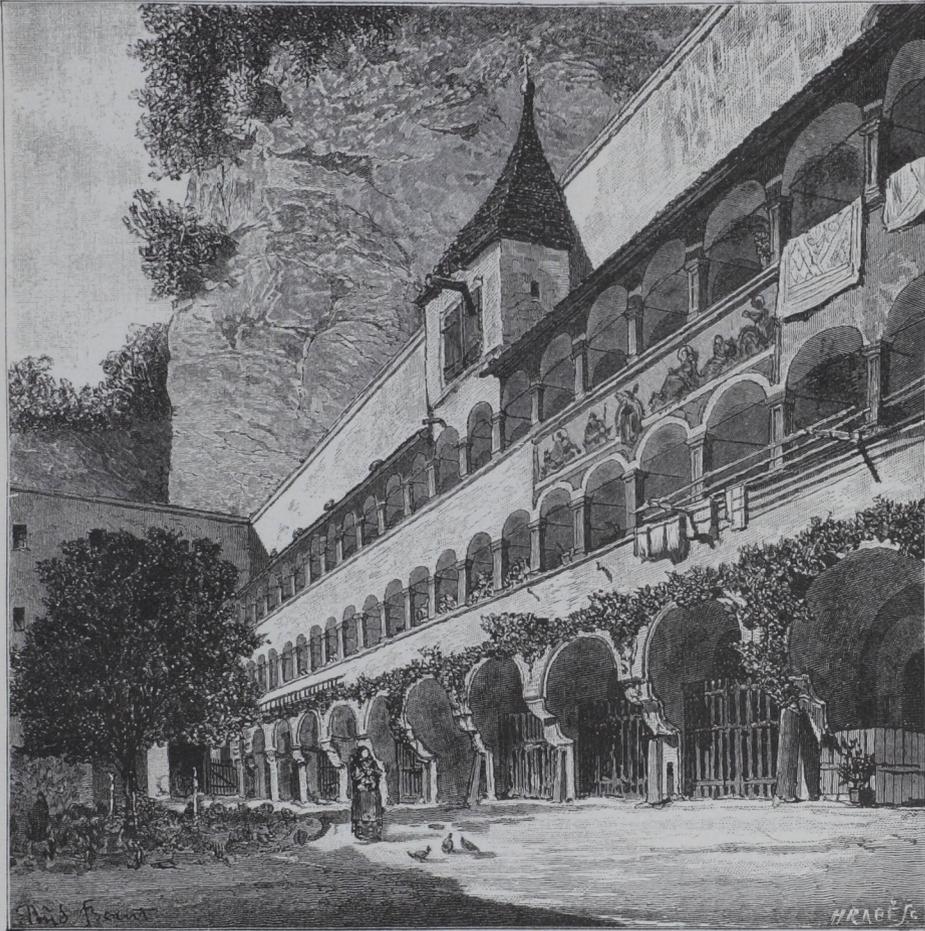
steht mit jener der Kirche im Einklang. Jeder derselben umschließt einen viereckigen Arcadenhof. Kirche und Flügelgebäude bilden sohin ein geschlossenes Ganzes, in der Front ein Musterwerk vornehmen und dabei anmuthigen Barockstiles. Das Innere, der Bestimmung gemäß prunklos gehalten, zeichnet sich durch eine fast verschwenderische Raumentwicklung, namentlich in den Corridors und Treppen aus, ein charakteristisches Merkmal der meisten salzburgischen Bauwerke Fischers von Erlach.

Bei weitem einfacher in der baulichen Erscheinung, jedoch in seiner Bedeutung als großartige Stiftung und Heilanstalt dem vorigen nicht nachstehend, ist das St. Johannispsital desselben Erzbischofs Johann Ernst Thun. Die ausgedehnten Gebäude, am nordwestlichen Ende der Stadt frei aus Gärten aufragend, sind zu schlicht und prunklos durchgeführt, um auf den Namen eines Palastbaues Anspruch zu machen, verfehlen aber dennoch eines harmonisch ansprechenden Eindruckes und des großen Zuges nicht, der alle Bauten jenes Fürsten kennzeichnet. Die Mitte des Ganzen nimmt auch hier eine schmucke zweithürmige Kirche ein. Sie wurde mitfammt dem Spitale in den Jahren 1699 bis 1705 aufgeführt. Als Baumeister der Kirche erscheint wieder der oft genannte J. B. Fischer von Erlach urkundlich erwiesen; bei dem hohen Ansehen und Vertrauen, dessen er sich bei dem fürstlichen Bauherrn unausgesetzt erfreute, ist kaum zu zweifeln, daß auch der übrige Bau nach seinen Plänen, mindestens unter seinem Einflusse und Beirathe zustande kam. Die Disposition der weiten Innenräume und manches Kennzeichen decorativer Art bestärken diese Vermuthung.

Des ehemals fürstlichen Hofmarstalles haben wir schon bei den Bauten Erzbischof Wolf Dietrichs kurz erwähnt. Er nimmt noch heute trotz seiner Umgestaltung zur Kaserne, trotz erheblicher Verkürzung der Front und anderer erlittenen Schäden, unter den Profangebäuden Salzburgs eine so hervorragende Stelle ein, daß einiges Nähere darüber hier am Plage erscheint. Noch immer imponirt er durch Größe und weist in Bau wie Einrichtung Überreste eines Luxus auf, die seinen früheren Ruhm als schönster Marstall im deutschen Reiche wohl begreiflich machen. Namentlich ist es die Verschwendung von Marmor, die ihm solchen Ruhm erwarb. Der Marstall wurde in der Hauptsache von Erzbischof Wolf Dietrich um 1607 erbaut, von seinen Nachfolgern aber vielfach verändert, verschönert und erweitert. Heute noch sehenswerth sind daselbst die Winter- und Sommerreitschule, erstere von Guidobald Thun 1662 vollendet, mit einem großen Deckengemälde, das angeblich, aber kaum glaublich von Kottmayr herrührt, letztere mit drei in der Wand des Mönchsberges kunstvoll ausgehauenen Galerien, mit welchen Johann Ernst Thun 1693 eines der bekanntesten Schaustücke Salzburgs schuf. Derselbe Fürst gab gleichzeitig auch der nördlichen Schmalseite des Gebäudes eine in lebhaftem Barockstile verzierte Front mit einem großen Prachtthore aus Marmor, zu welchem (wie vermuthlich zur ganzen Front) gleichfalls wieder Fischer von Erlach den Entwurf lieferte.

Nebstdem errichtete Erzbischof Johann Ernst der gedachten Front gegenüber als Zugehör des Marstalles 1695 die schöne Pferdeschwemme mit ihrer schwungvoll gezeichneten und brillant gemeißelten Marmorbrüstung und der auf hohem Sockel aus der Mitte des Bassins emporragenden Statue eines Pferdehändigers. Die etwas später vom Erzbischof Leopold Firmian hierzu aufgeführte decorative Hinterwand war mit viel

gerühmten Fresken geziert, die leider vom Zahne der Zeit zerstört und endlich beseitigt wurden. Zu den Profanbauten großen Umfanges gehört noch das ehemalige Universitäts- nun Studiengebäude mit langgestreckter Front und zwei Höfen. Es entstand 1619 bis 1655



Der Arkadenhof des städtischen Versorgungshauses in Salzburg.

allmählig und gleichen Schrittes mit der Entwicklung der Universität. An dessen südlichen Flügel lehnt sich die schon bekannte jüngere Kirche gleichen Namens. Außer ergiebig weiten Räumen und Bogengängen bietet es nichts Bemerkenswerthes. Als eine Art Gegensatz mag noch das benachbarte städtische Bürgerhospital oder Versorgungshaus neben der gothischen Kirche gleichen Namens, von der oben gesprochen wurde, hier Erwähnung finden. Von mäßigem Umfange tritt es nach außen unscheinbar, fast ärmlich mit den

Kennzeichen hohen Alters uns vor Augen. Das Gebäude stammt in seinem Kern auch in der That gleich der Kirche aus dem Mittelalter. Überraschend und architektonisch wie malerisch bedeutend wirkt nur mehr sein Hof, und zwar durch den an die Wand des Mönchsberges gebauten Hintertract, der in zwei Galerien mit schlanken Pfeilern aus Marmor gegen den Hof sich öffnet. Die Erbauungszeit dieses Tractes ist unbekannt; charakteristische Merkmale weisen jedoch völlig sicher auf die Mitte des XVI. Jahrhunderts, somit auf die Erstlingszeit der hiesigen Renaissance, da sie die Gothik noch nicht vollends abgestreift hatte, zurück.

Salzburg besaß im Mittelalter und wohl noch einige Zeit darüber nicht weniger als 40 Thore und Ausgangspforten. Die meisten derselben verschwanden schon im XVII. Jahrhundert mit dem Anwachsen der Stadt und ihrer neueren Befestigung aus Anlaß des dreißigjährigen Krieges. Aber auch von den 14 Thoren der späteren Zeit fiel die Mehrzahl in unseren Tagen dem Drange der Stadterweiterung zum Opfer. Die noch bestehenden sechs haben ihre ehemalige Bedeutung gleichfalls eingebüßt und nur noch einigen decorativen Werth. Ein einziges Object dieser Art, obwohl streng genommen weder Bauwerk noch Thor zu nennen, spielt als unschätzbare Verkehrsweg für die felsenumgürtete Stadt wie als Sehenswürdigkeit eine Rolle: das durch den Mönchsberg gebrochene Neu- oder Sigmundsthor. Es ist ein tunnelartiger, in großen Verhältnissen ausgeführter Felsendurchbruch von beiläufig 130 Meter Länge und 13 Meter Höhe, einer gewölbten Halle vergleichbar, mit reich, fast überladen verziertem Ein- und Ausgange. Der Schöpfer des seinerzeit viel bewunderten und noch heute imponirenden Werkes war Erzbischof Sigmund Schrattenbach, dessen Reliefbild mit der stolzen Inschrift: „Te saxa loquuntur“ über dem Eingange prangt. Der Durchbruch selbst nahm kaum drei Jahre, 1765 bis 1767, in Anspruch, die gänzliche Vollendung der Außenwerke erfolgte jedoch erst 1774. Wenn man bedenkt, daß bis dahin die größere Stadthälfte am linken Salzachufer in ihrer vollen Längenausdehnung durch den Felsenwall des Schloß- und Mönchsberges mit seinem fast durchaus senkrechten Gewände gegen außen abgesperrt war und nur am oberen und unteren Ende, zum Theile dem Flusse abgetroßt, ein paar Ausgänge hatte, so kann die wohlthätige Wirkung dieses für seine Zeit kühnen Durchbruches nicht leicht zu hoch angeschlagen werden; sie kam nicht bloß der Stadt sondern auch der Umgegend, die von dort erst ihre heutige Cultur datirt, zugute.

Von den schönen Plätzen Salzburgs entbehrt keiner des monumentalen Schmuckstückes. Die ansehnlichsten wurden bereits an passender Stelle vorgeführt; wir haben denselben nur noch das schöne Standbild Wolfgang Amadeus Mozarts von Schwantaler auf dem Platze gleichen Namens anzureihen. Nebst diesen gibt es noch etwa ein Duzend künstlerisch ausgestatteter Bier- und Ruzbrunnen, alle von Marmor, durch die Stadt verstreut. Auch die Arkadengänge der alten Friedhöfe bei St. Peter und



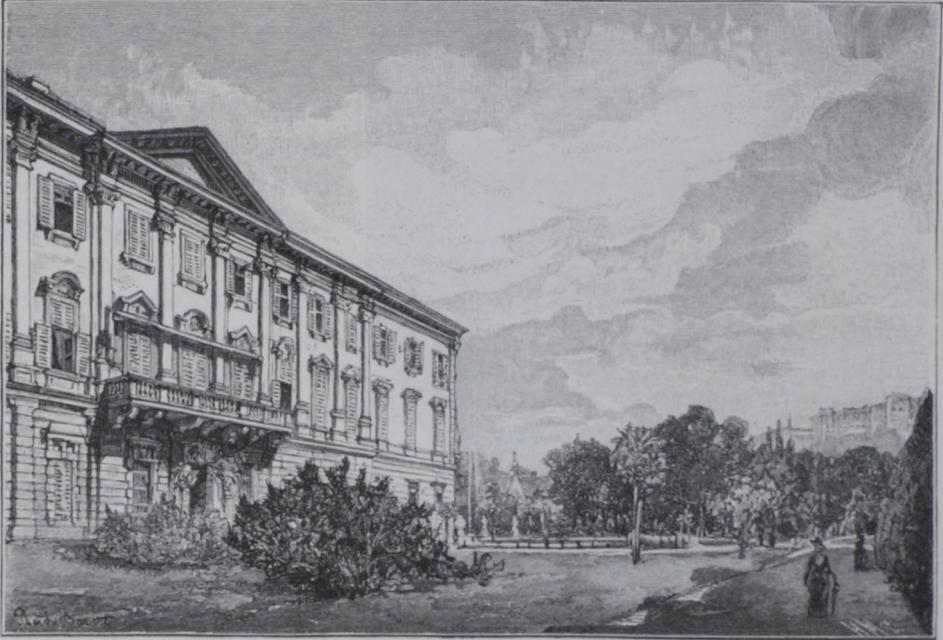
Das Neu- oder Sigmundsthor in Salzburg.

St. Sebastian strogen von Marmor und besitzen unter den zahllosen Epitaphien in allen Stilarten der Renaissance auch Stücke von wirklichem Kunstwerthe.

Zum Schlusse sei noch kurz der fortificatorischen Bauten, womit die Landesherren, Paris Lodron voran, ihre Hauptstadt umpanzerten, gedacht. Sie leisteten seinerzeit große, ja im dreißigjährigen Kriege geradezu rettende Dienste und erhielten der Stadt bis vor wenigen Jahrzehnten den Charakter und das Gepräge einer Festung. Neuestens konnten gottlob die meisten Wälle, Gräben, Bastionen und sonstigen Denkmale einer veralteten Befestigungskunst beseitigt werden; die Reste davon geben durch ihre markige Gestalt und den prächtigen Quaderbau noch immer Zeugniß von ihrer ehemaligen Bedeutung. Selbst einiger Zierformen, soweit der rauhe Zweck sie zuließ, wurde dabei nicht ganz vergessen; namentlich sorgten die Erbauer an allen Ecken und Enden für ein mehr oder weniger pompöses marmornes Wappenschild mit ihrem Namen.

Auch auf die Umgegend Salzburgs, deren bekannte Reize freilich wie kaum irgendwo zu

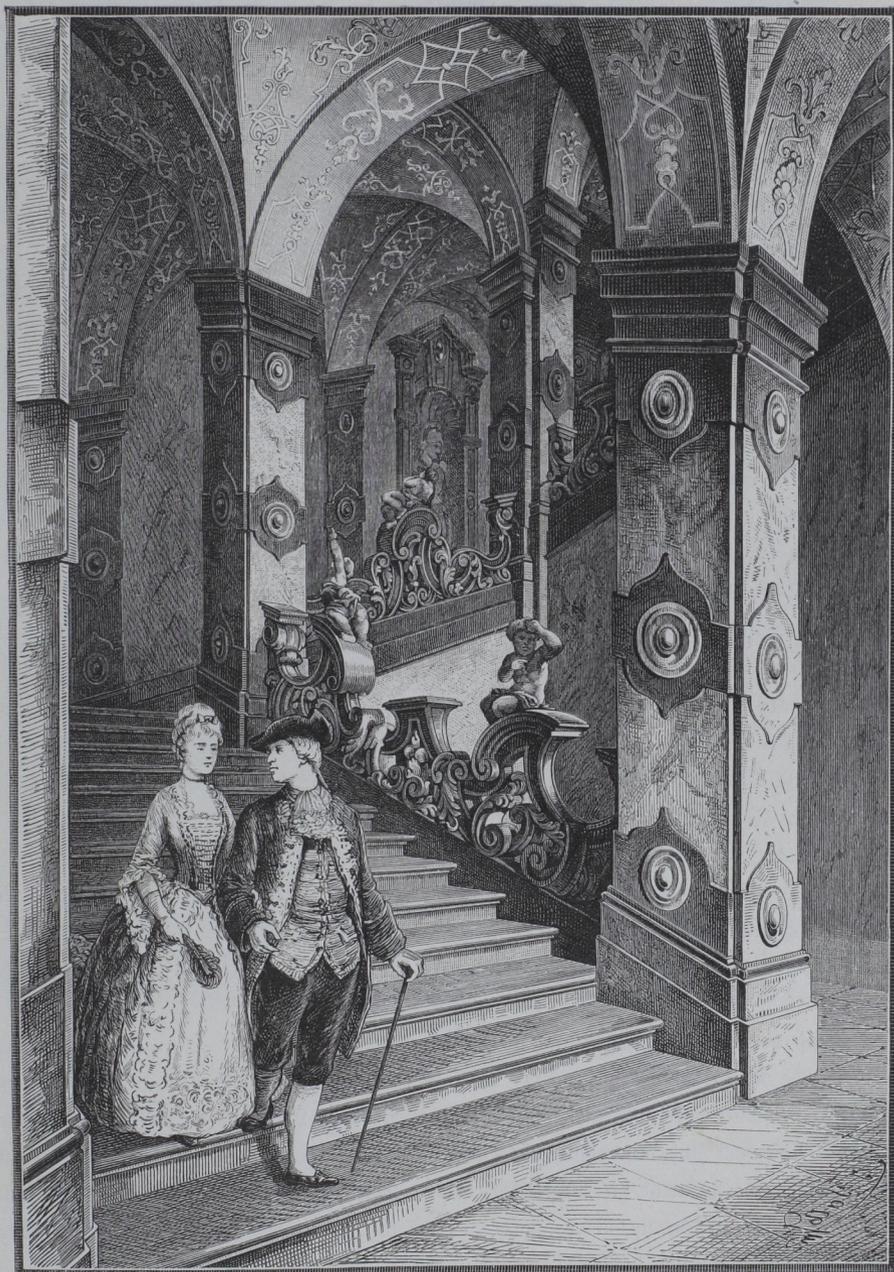
Lebensfrohem Genuße einladen, erstreckte sich die große Bau- und Schaffenslust der geistlichen Landesherren. Sie kargten nicht mit Pflanzungen und Anlagen und stellten bald hier bald dort, sich und Anderen zur Freude, ein prächtiges Schloß hinein. Der geistliche und weltliche Adel, sowie die Reichen des Bürgerstandes ahmten in bescheidenerem Maße ihr Beispiel nach. So belebte sich schon im Laufe der letzten Jahrhunderte der Umkreis der Stadt mit einer Menge von Schlössern, Schloßchen und Landsitzen oder „Höfen“, wie man sie ortsüblich nennt, in jeder Größe und Gestalt, von dem Prunke eines fürstlichen



Das Schloß Mirabell in Salzburg.

Sommerpalastes bis herab zur bürgerlich behäbigen Einfachheit. In ihnen spiegelt sich das vielfach eigenartige Leben der einstigen geistlichen Residenzstadt mit allen seinen Wandlungen und Gegensätzen, denen zu Zeiten auch der üppige und selbst frivole Zug nicht fehlte, kaum minder deutlich ab, wie in dem Gemische der kirchlichen und profanen, mitunter höchst profanen Bau- und Kunstwerke der Stadt. Sie wollen alle hier wie dort im Lichte ihrer Zeit betrachtet sein, die an lasciven Operetten zwischen Rosenkranz und Processionen, an nackten Göttern und Göttinnen zwischen Madonnen und Heiligen keinen Anstoß nahm.

Am nördlichen Ende der Stadt nahe der Salzach, gewissermaßen am Übergange zur Campagna, hatte schon Erzbischof Wolf Dietrich um 1607 ein gethürmtes Lustschloß von

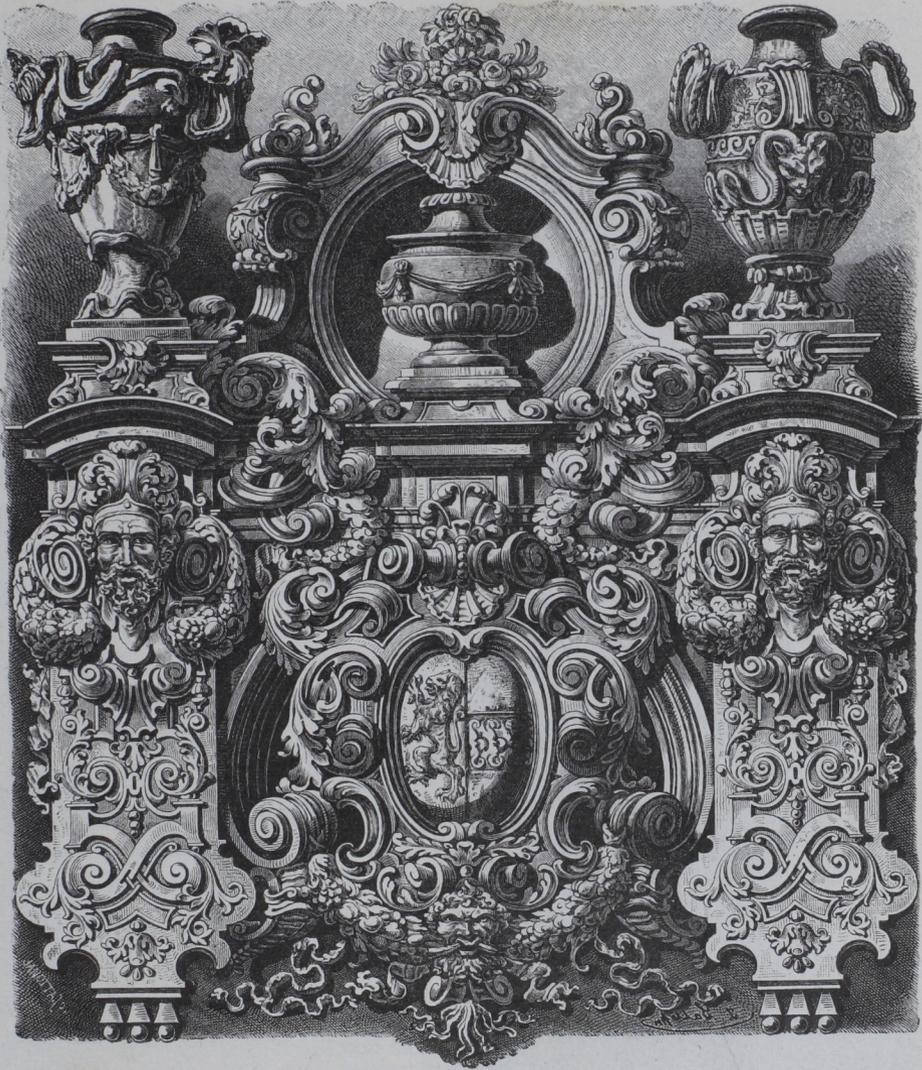


Die Prachtstiege im Schlosse Mirabell in Salzburg.

Gärten umfäumt erbaut und seiner schönen Freundin, der Salzburger Bürgertochter Salome Alt, zu Ehren „Altenau“ genannt. Nach seinem Sturze baute Marx Sittich das angeblich unvollendete Schloß aus oder vielmehr um und gab ihm den Namen „Mirabell“. Auch die weiteren Nachfolger, unter ihnen wieder hervorragend Johann Ernst Thun, statteten fortwährend Schloß und Gärten durch Zubauten, statuarijchen Schmuck, Wasserkünste und dergleichen immer luxuriöser im damals herrschenden französischen Geschmacke aus. Der bedeutendste Verschönerer, nahezu Neubauer war aber Erzbischof Franz Anton Harrach, der seine ganze Regierungszeit, 1709 bis 1727, hindurch nicht ruhte, das Schloß Mirabell zu einer Sommerresidenz von imponirendem Umfange, reizendster Erscheinung und wahrhaft fürstlicher Pracht zu gestalten. Das großartige Werk entstand nach den Plänen und unter der Oberleitung des kaiserlichen Hofarchitekten Lukas Hildebrandt, als genialer Schöpfer des Wiener Belvedere berühmt; zur Ausstattung wurde eine erstaunliche Menge von einheimischen und fremden Künstlern jeder Art herangezogen. Sie schufen vereint in Mirabell, in Schloß und Gärten, ein Ganzes, das als Glanzleistung des Rococostiles in deutschen Landen wenige seinesgleichen hatte. So lautete das lobpreisende Urtheil der Zeitgenossen und die Menge noch vorhandener Beschreibungen, Abbildungen und Überreste läßt darüber keinen Zweifel. Wir sagen leider „Überreste“, denn der große Stadtbrand am 30. April 1818 machte der Herrlichkeit ein gewaltfames Ende.

Das abgebrannte Schloß wurde in völlig schmuckloser nüchterner Gestalt, Vieles daran, wie der stolze Thurm, die einst berühmte sala terrena, die reiche Bekrönung mit Statuen und Vasen zc., gar nicht wieder hergestellt. Was heute steht, ist nur mehr ein Schatten des Früheren mit spärlichen Resten der zerstörten Pracht. Als solche mögen die schöne Einfahrt, die Bogenhalle des Schloßhofes, der reizend geschmückte Saal des Hauptgeschosses, vor Allem aber die große Prachtstiege mit Rafael Donners herrlichen Balustraden und Kindergruppen genannt werden. Man darf diese letztere noch gegenwärtig, obwohl des Gold- und Farbenschmuckes beraubt, zu dem Schönsten rechnen, was das Rococo in Oesterreich uns hinterlassen hat.

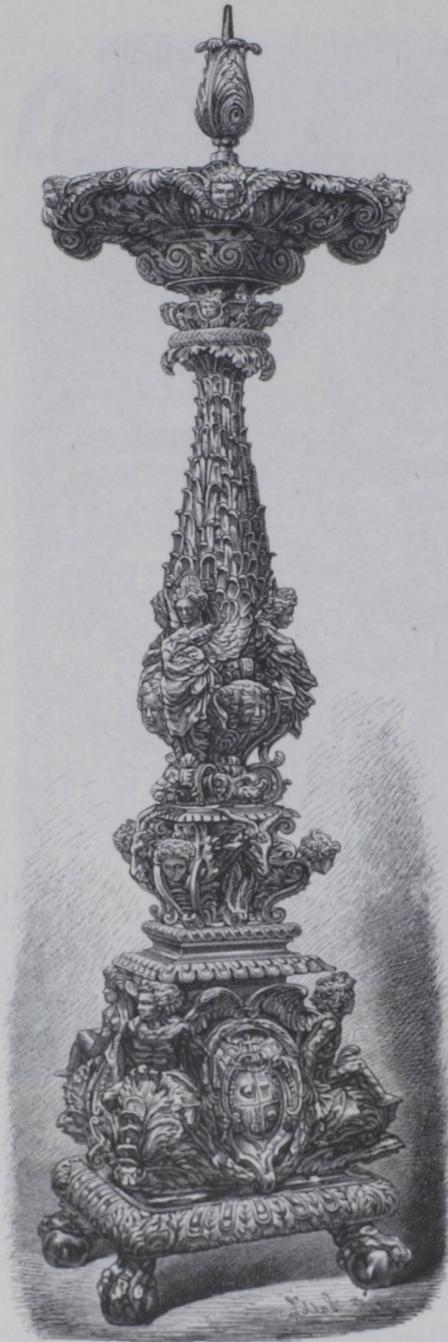
Auch der große Garten büßte viel vom früheren Glanze ein, nur sorgte hier die nimmermüde Natur für einigen Ersatz. Das Bedeutendste darin, der reiche, nach heutigem Geschmack fast überreiche Marmorjchmuck in Balustraden, Vasen und Statuen blieb ihm erhalten. Aus dem Zusammenhange des groß und harmonisch gedachten Ganzen gerissen üben sie freilich nicht mehr die künstlerisch berechnete Wirkung und finden in den modernen Augen geringere Beachtung, als sie verdienen. Selbst vereinzelt behaupten indeß manche Stücke, wie die Gruppen der Gladiatoren und noch mehr das phantasievolle Formenpiel der zahlreichen Vasen, ihren künstlerischen Werth.



Wappen und Vasen im Garten des Schlosses Mirabell in Salzburg.

Schloß Mirabell mit allem Zugehör ist gegenwärtig Eigenthum der Stadtgemeinde. Diese brachte den Garten mit ihrem neuangelegten Kurgarten in glückliche Verbindung; beide zusammen bilden nunmehr ein abwechslungsreiches, für Einheimische wie Fremde gleich anziehendes Ganzes.

Älteren Ursprunges und in architektonischer Hinsicht weit zurückstehend ist das erzbischöfliche, nun kaiserliche Lustschloß Hellbrunn. Es wurde vom Erzbischof Max



Standleuchter aus Bronze in der Stiftskirche St. Peter  
in Salzburg.

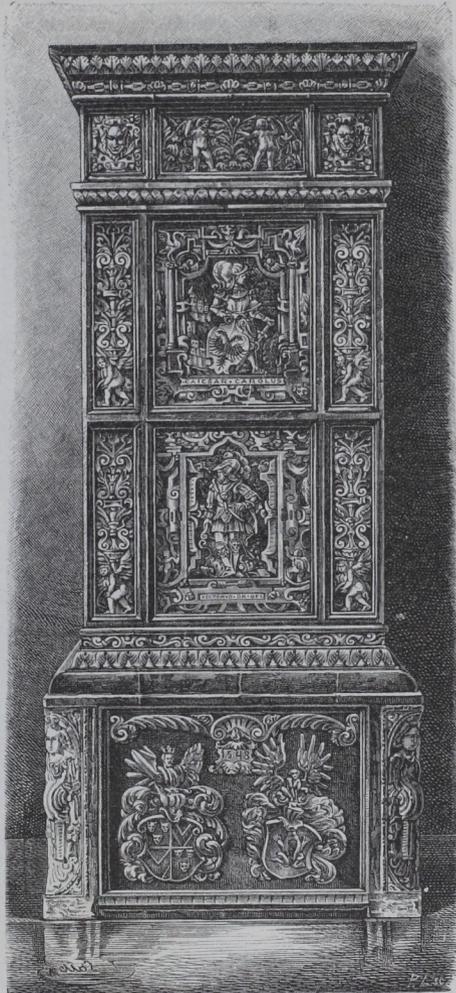
Sittich 1613 bis 1615 erbaut und zeigt heute noch ziemlich unverändert die ursprüngliche Gestalt. Das eigentliche Schloßgebäude ist klein, in den Formen der französischen Renaissance, wiewohl ohne deren reiches decoratives Beiwerk ausgeführt; eine schöne offene Freitreppe nach vorne und einige flotte Sculpturen auf der Gartenseite sind sein einziger Schmuck. Das Innere bietet jedoch mehr, als das Äußere verspricht. Im Obergeschoße eine Reihe von Gemächern mit allerlei interessanten Einzelheiten aus alter Zeit, darunter als Schönstes ein Saal und ein Eckpavillon in Gestalt eines kuppelartig überwölbten Rondels, beide mit reizenden künstlerisch wie technisch durch die Art der Farbenbehandlung gleich interessanten Gemälden von den florentinischen Meistern der Dombauzeit, Mascagni, A. Solari und Francesco da Siena, überkleidet; im Erdgeschoße verschiedene grottenartige Räume, nach dem Geschmack der Erbauungszeit mit Tropfstein- und Muschelmosaiken, Statuen, Reliefs, Fresken, künstlichen Ruinen und dazu diversjem Wasserpielwerk ausgestattet. Eine Menge symmetrisch angeordneter niedriger Nebengebäude verbindet sich mit dem Schlosse zu einer Baugruppe von einheitlichem Stilprägnanz, die einen großen Schloßhof nicht ungefällig umrahmt.

Das Zwiel von Hellbrunn bleibt sein Garten und Park mit den Grotten und Pavillons, Teichen und Wasserkünstern, Blumen- und Rasenteppichen, überragt von einem aussichtsreichen Felsenhügel, in dessen Waldschatten uns noch die pikante Scenerie

des „steinernen Theaters“ überrascht. Das Ganze eine Verbindung alt gewordenen Zierats und Kunstaufwandes mit dem ewig jungen Zauber der Natur, so unverilgbar schön, daß es jetzt nach 200 bis 300 Jahren noch viele Tausende alljährlich anzieht und erfreut.

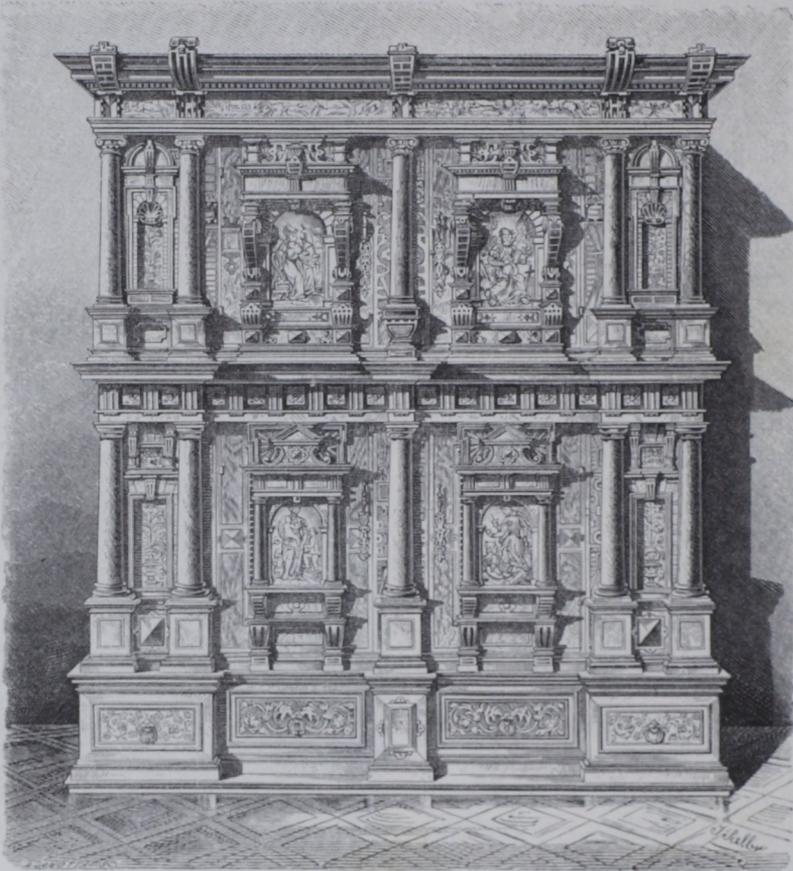
In entgegengesetzter Richtung von der Stadt leuchtet aus der Ebene weithin das dritte Lustschloß der einstigen Landesfürsten, Klesheim. Es ist ein Palastbau vornehmsten Barockstiles inmitten eines großen mauerumschlossenen Parks. Das Schloß, jetzt Eigenthum Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ludwig Victor, wurde vom Erzbischof Johann Ernst Thun um 1700 zu bauen angefangen, und zwar nach den Plänen des von ihm so hoch gehaltenen Fischer von Erlach. Der Fürst erlebte jedoch die gänzliche Vollendung nicht, welche daher seinen Nachfolgern zufiel. Vom Erzbischof Leopold Firmian erst erhielt es um 1740 seine letzte Gestalt und volle Ausstattung. Obwohl hierbei der schottische Benedictiner Bernhard Stuart als Hofbaumeister dieses Erzbischofs thätig war, zeigt doch das Schloßgebäude in allen Theilen ein so harmonisches Gepräge, daß nicht bezweifelt werden darf, es sei trotz der eingetretenen Zwischenfälle der ursprüngliche Entwurf Fischers von Erlach ohne wesentliche Änderung festgehalten und ausgeführt worden. An einfach-heiterer Noblesse übertrifft Klesheim alle salzburgischen Fürstenschlösser; selbst das prunkreiche Mirabell machte kaum eine Ausnahme. Von den Innenräumen zeichnet sich besonders der hochgewölbte Mittelaal in Verbindung mit dem Stiegenhause und der Haupttreppe durch originelle großartige Anlage aus.

Noch ein viertes Lustschloß der geistlichen Landesherren, jetzt im Privatbesitze, haben wir namhaft zu machen: Leopoldskron, unsern der Stadt aus einem Kranze von



Ofen im Jagdzimmer des städtischen Museums in Salzburg.

Allein hoch aufragend. Es wurde um 1736 von Erzbischof Leopold Firmian durch seinen genannten Hofarchitekten Bernhard Stuart im Rococostile erbaut und mit all dem reizenden Luxus, den dieser Stil verlangt, ausgestattet. Die Grundformen des Gebäudes sind schwerfällig, ohne Leben und Gliederung; doch läßt eine glückliche decorative Plastik



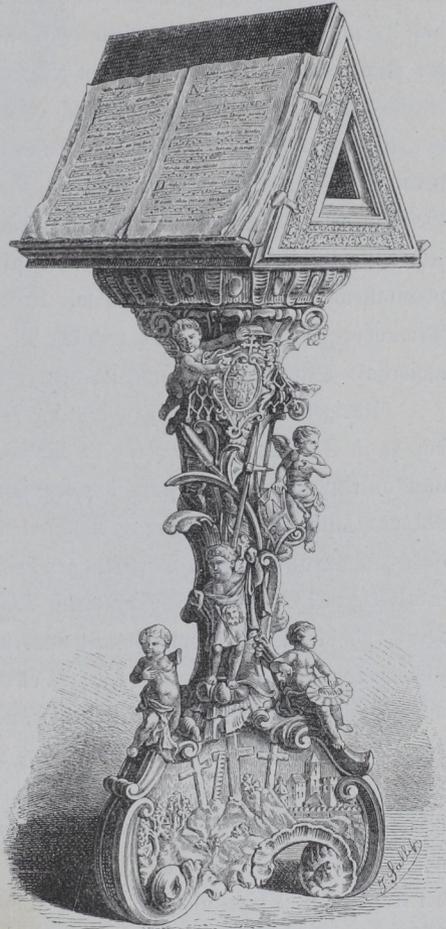
Schrank in der Studirstube des städtischen Museums in Salzburg.

in der Gesamtwirkung diesen Mangel weniger fühlbar erscheinen. Das Ganze macht immerhin einen vornehmen Eindruck; man fühlt seine einstige Bestimmung als Wohnsitz eines gestrengen Serenissimus noch deutlich heraus. Besonders die südliche Front, die sich in dem großen gleichzeitig angelegten Teiche spiegelt, gibt ein schönes Bild. Im Innern muß es ehemals nach alten Beschreibungen von köstlicher Zier gestroht haben, die größtentheils verschwunden ist; doch treten dem Beschauer noch überall reichliche Stuccaturen, schöne Wand- und Deckengemälde und brillante Marmorarbeiten entgegen. Den höchsten

Kunstschmuck indeß, der dieses Schloß seinerzeit berühmt gemacht, die bei 1.500 Stücke umfassende Gemäldesammlung, hat der Wandel der Verhältnisse seit lange schon in alle Welt zerstreut. Sie enthielt Werke der größten, namentlich italienischen und niederländischen Meister. Die Galerie der Künstlerporträts, allein bei 300 Stück umfassend, galt als ein Unicum ihrer Art. — Die vielen kleineren Schlösser und Landhöfe der Umgegend aus älterer Zeit können füglich übergangen werden. Sie sind im Einzelnen architektonisch unbedeutend und wirken hauptsächlich durch die Menge als belebender Schmuck der Landschaft. Nicht selten stößt man darin noch auf schönes Holzgetäfel, auf Stuccatur- und Marmorarbeiten und andere Reste gediegener einstiger Ausstattung.

Vom Lande Salzburg ist über namhafte Profanbauten der Renaissancezeit wenig zu melden. Man beschränkte sich dort meist auf Restaurirung älterer Gebäude und Umkleidung derselben mit modernem Gewand. Architektonischen Luxus und Kunstaufwand hat man dort niemals gekannt. Auch die Sorge der Landesherren blieb über die Hauptstadt und deren nächsten Umkreis hinaus auf Bauführungen eminent praktischen Zweckes, Amts- und Werksgebäude, Fortificationsbauten und dergleichen beschränkt, wobei in der Regel nur das Bedürfniß und die Rücksicht auf Solidität und Zweckmäßigkeit maßgebend waren. Von Stil und künst-

lerischer Form konnte kaum irgendwo die Rede sein. Wenn wir die großen und berühmten einstigen Gestüthöfe der Erzbischöfe zu Rif, Weitwörth und im Blühnbachthale mit stattlichen Herrenhäusern, die Gebäude der ehemals landesfürstlichen Brauereien zu Hendorf und Kaltenhausen, allenfalls noch das Schloß in Bad-Gastein und ein Paar Salinengebäude in Hallein nennen, so ist das Bedeutendere ziemlich aufgezählt. Hier und da taucht ein höchst anspruchsloser Adelsitz oder ein Klösterlein aus der ländlichen Umgebung



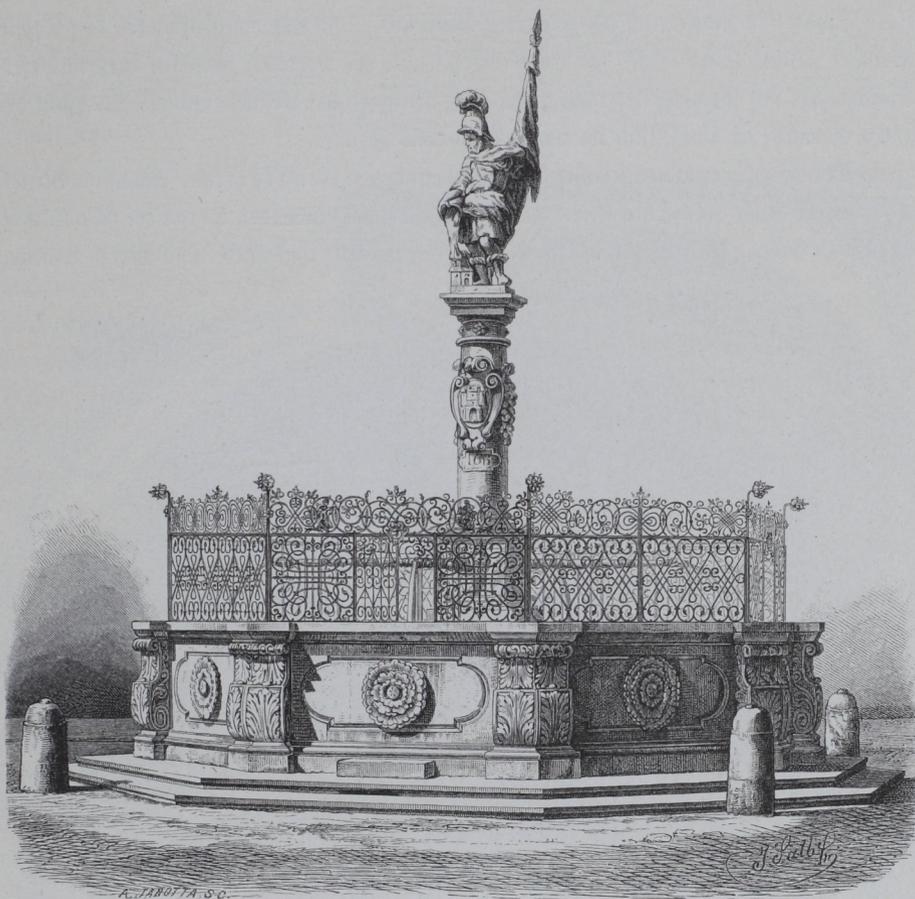
Notenpultständer im städtischen Museum in Salzburg.

empor, Alles zurückstehend hinter dem Architektureichthum der Landeshauptstadt. Auch hierin macht sich der starke Unterschied gegen die altösterreichischen Provinzen bemerkbar.

Die übrigen Kunstarbeiten der Renaissanceperiode, soferne sie nicht untrennbar mit Gebäuden zusammenhängen, sind seither bis auf spärliche Reste verschwunden, verschachert und verschleppt. Das Vorhandene reicht nicht entfernt mehr hin, ein Bild zu geben von der Kunstblüte und dem gediegenen Luxus, die einstmals in Salzburg geherrscht. Ein einziges Kunstobject, das uns glücklich erhalten blieb, können wir uns nicht versagen, hier vorzuführen: es sind die zwei großen Standleuchter aus Bronze im Chore der Stiftskirche St. Peter. Sie wurden vom Erzbischof Wolf Dietrich um 1600 dieser Kirche zum Geschenk gemacht und zählen unstreitig zu den herrlichsten Werken plastischer Metallkunst. Im Stile üppiger Hochrenaissance ausgeführt, erregen sie in gleichem Maße durch den phantasievollen Formenreichtum wie durch die Eleganz der Ausführung die allgemeine Bewunderung. Der Ursprung und der Meister sind unbekannt, beide müssen wohl sicher außerhalb Deutschlands gesucht werden.

Übrigens besitzen wir geschichtliche Nachrichten genug, um keinen Zweifel zu lassen, daß es in Salzburg zu der Zeit, da die Wälschen das große Wort geführt, neben ihnen auch an einheimischen Meistern der Kunst und des Kunstgewerbes nicht gefehlt hat. Der Raum erlaubt hier nicht, bei ihren Werken ins Einzelne zu gehen; wir können uns nur auf ein paar allgemeinere Bemerkungen beschränken. Wie schon einmal erwähnt, traten für Salzburg mit Erzbischof Johann Ernst Thun die Künstler aus Oesterreich in die Vorderreihe und blieben auch dort, soweit man überhaupt solche von auswärts holte. Sicher von Erlach und Hildebrandt waren es ohne Zweifel vor allen, die eine Menge Anderer mit sich hierher zogen. Wir erhielten hier, um nur die bedeutendsten zu nennen, Werke von den österreichischen Malern Bartholomäus Altomonte, Paul Troger, Gaetano Fanti, Martin Schmid (genannt Kremser Schmid); von dem Bildhauer G. Rafael Donner, den Stuccatoren Jakob Gale und Santino Buzzi. In der Stuccatur blieben allerdings, wie es scheint, noch immer die Italiener obenan; so wurden die prächtigen Stuccoarbeiten der Erhards- und Cajetanerkirche von den wälschen Meistern Francesco und Carlo Antonio Brenno und Antonio Carabelli ausgeführt. Den Wiener Hofmaler Rottmayr dürfen wir wenigstens seiner Geburt nach als Salzburger in Anspruch nehmen.

Aber schon mit und neben den Genannten finden wir eine schöne Reihe einheimischer Künstler und Kunsthandwerker, die an dem künstlerischen Schaffen jener Zeit einen sehr erheblichen Antheil hatten. Die ansässigen Bildhauer Andreas Gözinger, Wolf Weißenkirchner und Bernhard Mandl, die Steinmetze Hans Tragl, Hans Schwäbl und Gregor Gözinger, der berühmte Orgelbauer Christoph Eggedacher dürfen, wenn auch nicht weitleuchtende Sterne am Kunsthimmel, doch hochachtbare Meister, ja Künstler



Der Markt- oder Florianibrunnen in Salzburg.

im vollen Wortsinne genannt werden. Ihre Leistungen treten Dank der jüngsten Forschung immer bedeutsamer ans Licht. Von ihrer Zeit an finden wir auch durch die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts überwiegend salzburgische Meister bei allen namhaften Bau- und Kunstwerken kirchlichen wie profanen Charakters verwendet. Sie standen natürlich insgesammt unter der Herrschaft des verderbten Zeitgeschmacks und der in Schwung gekommenen Massenproduction, ihre Arbeiten konnten darum nur zum Theil künstlerisch erfreulich ausfallen.

Dennoch verdient ihre technische Virtuosität und Solidität, gepaart mit großer, ja oft bewundernswerther Freiheit der Formgebung, durchwegs Anerkennung. Die Sculpturen dieser Spätzeit in Holz und Stein, ihre Intarsien-, Bein- und Metallarbeiten, deren wir uns noch reichlich erfreuen, liefern dafür die Bestätigung. Das städtische Museum bewahrt

einen Schatz von künstlerisch ausgeführten Gebrauchs- und Luxusgegenständen dieser Zeit. Weniger günstig stand es bei den Einheimischen mit der Malerei, weshalb man in diesem Kunstzweige sich fortwährend noch gerne nach auswärtigen Kräften umsah. Die Zahl der guten Gemälde ist namentlich im Lande auffallend gering.

Ein besonderes Wort gebührt den salzburgischen Eisenarbeiten. Schon im Mittelalter scheint dieser Zweig des Kunsthandwerks hier einen blühenden Stand der Entwicklung erreicht zu haben. Wir besitzen aus dem XVI. Jahrhundert Eisengitter und andere Arbeiten



Eisengitter in der St. Sebastianskirche in Salzburg.

dieser Art, die den Namen von Kunstwerken verdienen. Obenan steht hier der Markt- oder Florianibrunnen in der Stadt Salzburg, dessen stattliches Marmorbassin eine Befröhung von kunstvoll verschlungenem Gitterwerk, Spitzengewebe aus Eisen könnte man es nennen, trägt. Es wurde 1583 von dem hiesigen Schlossermeister Wolf Guppenberger angefertigt. Noch höher in technischer Vollendung wie in künstlerischer Zier stieg die Eisenarbeit des Barock und Rococo. Ihre Schöpfungen, erst in neuester Zeit wieder nach Gebühr gewürdigt, erfreuen noch in Menge — wir erwähnen daraus nur die Gräberkreuze, Stand- und Wandleuchter, Brunnen- und Abschlußgitter — den Kunstfreund. Wahre Prachtstücke der Art besitzen der Dom, die Stiftskirche St. Peter, die Bürgerhospital-Pfarrkirche, die Kirchen Mariaplain und St. Sebastian. Einfacher gehalten, aber durch

reizende Linienführung ausgezeichnet sind häufig die sogenannten Oberlichtgitter, so an den Thorbogen der Residenz, an vielen Arkaden des St. Petersfriedhofs; selbst in schlichten Bürgerhäusern wird man davon nicht selten überrascht. Unzweifelhaft sind sie sammt und sonders einheimischen Ursprungs, worüber hoffentlich die eifrige Forschung unserer Zeit bald das volle Licht bringen wird.

Noch verdienen aus der Schlußzeit des XVIII. Jahrhunderts, der letzten Lebensperiode des souveränen Erzstiftes, einige Meister der bildenden Künste, deren Namen und Werke Salzburg Ehre machen, hervorgehoben zu werden. Zuerst das Brüderpaar Johann und Wolfgang Hagenauer, der eine als Bildhauer und Graveur, der andere als Architekt seinerzeit gefeiert und viel beschäftigt. Sie verewigten sich in Salzburg hauptsächlich durch zwei vereint ausgeführte Werke von Bedeutung, die wir bereits kennen gelernt: die Denkhäule der unbefleckten Empfängniß, auf dem Dom-



Gitter in den Arkaden des St. Petersfriedhofs in Salzburg.

gedachtes, in Marmor und Bleiguß mit fünf Kolossalfiguren ausgeführtes Monument, dann das Reuthor, dessen Felsendurchbruch der Architekt Wolfgang vollendete, dessen decorative Ausstattung aber sein Bruder Johann um 1770 herstellte. Letzterer wurde in der Folge als kaiserlicher Hofstatuarius und Director der Gravirschule nach Wien berufen, in welcher Eigenschaft er 1810 starb. Sein Schüler war der k. k. Medailleur und Münzgraveur Franz X. Mazenkopf, der letzte Sprosse einer salzburgischen Künstlerfamilie gleichen Namens, welche im vorigen Jahrhundert den Salzburger Münzen ob ihres ausgezeichneten Gepräges einen im ganzen deutschen Reiche bekannten Namen erworben hat.

Als letzter sei endlich der salzburgische Hofmaler Andreas Nesselthaler, 1748 bis 1821, genannt. Von Geburt ein Baier, gehörte er seit 1789 bis zu seinem Tode Salzburg an und hinterließ in fruchtbarer Arbeit eine Reihe hochachtbarer Werke in Öl, Fresco und ganz hervorragend in Enkaustik ausgeführt. Letztere Malweise, in der es der Künstler während seines langen Aufenthaltes in Italien zu hoher Meistererschaft gebracht, war es vorzüglich, was den leztregierenden Erzbischof Hieronymus zur Berufung Nesselthalers nach Salzburg bewog. Das enkaustische Cabinet dieses Fürsten, ganz von Nesselthaler eingerichtet und mit beiläufig sechzig Bildern von eigener Hand bereichert, galt als ein Unicum seiner Art. Heute ist auch dieser Kunstschatz Gott weiß wohin gekommen, nur einige Reste bewahrt noch die Residenz. Auch von den übrigen Werken des Meisters blieben nur ein paar Altargemälde Salzburg erhalten.

### Die Neuzeit.

Der Ausläufer der altersschwach gewordenen Renaissance, der steife „Zopf“ ließ Salzburg mit dem wenig Erfreulichen, was er noch zuwege brachte, ziemlich unbehelligt. Fürsterzbischof Hieronymus besaß geringe Baulust und begnügte sich als kluger, sparsamer Herr mit der Restaurirung, Verbesserung oder Vollendung einzelner Objecte aus dem überreichen baulichen Nachlasse seiner Vorgänger. An Neubauten schuf er nichts mehr von Bedeutung. Die Säcularisation des Erzstiftes 1803 machte seiner Regierung und damit zugleich der tausendjährigen geistlichen Landesherrschaft ein Ende. Ihr folgte noch wie ein flüchtiger letzter Sonnenblick bis 1806 die Regierung des ehemaligen Großherzogs Ferdinand von Toscana als Kurfürst von Salzburg, glücklich aber zu kurz für ein nachhaltiges Schaffen; dann kam über Salzburg Stadt und Land eine lange leidervolle Zeit voll Kriegsnöthen und Contributionen, von Freund und Feind fast gleich bedrängt, dazu mit wiederholten Regierungswechseln, die alle Verhältnisse bis auf den Grund erschütterten und keine Erholung aufkommen ließen. Ihre Schilderung gehört der Geschichte an. Erst als im Jahre 1816 das Land, freilich um schöne Stücke verkleinert, als „Herzogthum Salzburg“ der österreichischen Monarchie bleibend einverleibt wurde, traten endlich wieder festere Zustände und mit ihnen unter dem milden Scepter Habsburgs die Hoffnung besserer Tage ein. Allein die Kräfte waren zu erschöpft, als daß diese schnell hätten kommen können. Besonders die Stadt Salzburg lag schwer und lange darnieder. Sie war vom Schicksal am härtesten mitgenommen, in ihrem Wohlstande und Erwerbe am tiefsten zerrüttet worden. Von dem Range einer Landeshauptstadt, der Residenz eines glanzvollen geistlichen Fürstenhofes, zur bescheidenen Kreisstadt herabgesunken, der ergiebigsten altgewohnten Existenzquellen beraubt, führte die stillgewordene Stadt hinter ihren Festungswällen durch lange Jahre ein freundloses Dämmerleben. Auf ihren weiten Plätzen wuchs

das Gras. Zum Überflusse kam 1818 das schon öfter erwähnte Brandunglück hinzu, das einen großen Theil der rechtseitigen Stadthälfte in Asche legte. Die Wiederherstellung erfolgte planlos und nothdürftig, bis in die Vierziger-Jahre noch störte der Anblick einzelner Ruinen.

Daß in solcher Lage an eine frische, schaffende Bauhätigkeit in Salzburg nicht zu denken war, leuchtet wohl von selbst ein. Auf der Stadt lastete zudem der Festungszwang mit Bauverböten und Demolirungsreversen; allein selbst ohne diese Fessel hätte es dazumal um das Bauen kaum besser gestanden. Es gebrach eben dazu an den ersten Bedingungen: an der Luft wie an den Kräften.

Im Grunde genommen und von den traurigen Ursachen abgesehen war damit allerdings für unser Salzburg nicht viel verloren. Denn zur selben Zeit gerade machte die Kunst und insbesondere die Baukunst eine schlimme Periode des Verfalles durch. Mit dem steifen Classicismus der napoleonischen Kaiserzeit war bekanntlich der Renaissance der Lebensodem vollends ausgegangen; die nächsten Decennien tappte man bei dem Wenigen, was überhaupt gebaut wurde, trost- und rathlos auf der Suche nach Stil und Form umher. Das Gefühl und Verständniß dafür verlor sich bis zu einem Grade, der heute kaum begreiflich erscheint. Diese Zeit hätte auch für Salzburg nichts Erfreuliches bringen können. Aus den kläglichen Bauten, die sie in großen Städten wie Wien und München geschaffen, läßt sich herauslesen, was von ihr für die kleine abseitige Provinzstadt zu erwarten gewesen wäre. Die Erfahrungen mit dem Wiederaufbaue des abgebrannten Stadttheiles sagten diesbezüglich genug; man durfte hier froh sein, daß wenigstens die alten Baudenkmale leidlich unberührt die kritische Zeit überstanden.

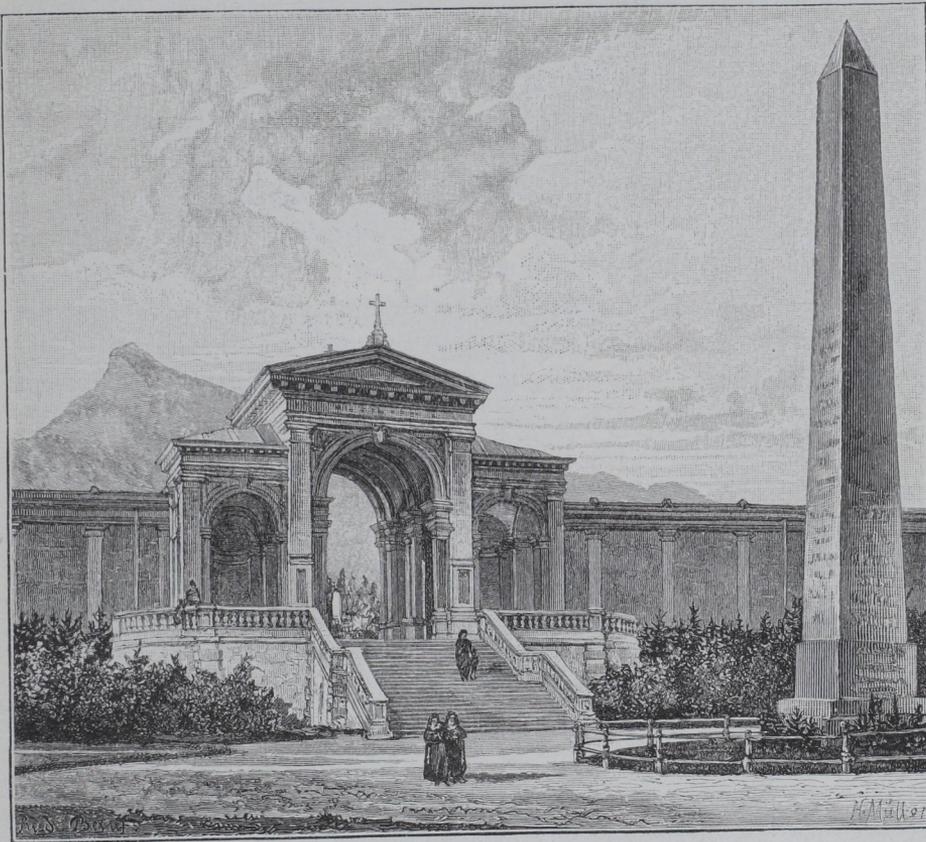
Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts erst traten für Salzburg die entschiedenen Anzeichen der Gesundung und des Wiederauflebens ein. Ihr Morgengeläute war die Errichtung des Mozartdenkmals im Jahre 1842, nicht ohne Vorbedeutung für den neuen Weg, auf dem die Stadt fortan ihr Heil und den Ersatz des erloschenen fürstlichen Glanzes zu suchen hatte. Allgemach folgten die ersten Regungen einer erwachenden Bauhätigkeit aus langem todesähnlichen Schlummer. Sie fielen bereits in bessere Zeit; denn mittlerweile war auch für die deutsche Kunst ein neuer Frühling aufgegangen. Die kurze Schilderung dieser jüngsten Epoche des heimischen Baulebens, von den schwächsternen Anfängen bis zu dem erfreulichen, der größeren Vergangenheit nicht unwürdigen Stande, den es heute einnimmt, mag den Schluß unserer Darstellung bilden.

Eigenthümlich, als ob der alte Zug sich aufs neue geltend machen wollte, ging in Salzburg der Kirchenbau auch diesmal wieder voran. Schon in den Fünfziger-Jahren tauchten die ersten Neu- und Umbauten von Kirchen in Stadt und Land auf — alle ausschließlich in den Bauformen des neu erweckten Romanismus und der Gothik, die

damals den Reigen geführt und auf dem kirchlichen Baufelde noch bis zur Stunde führen. Zu St. Johann im Pongau wurde 1856 in Folge eines Brandes der Bau einer großen Pfarrkirche gothischen Stiles von Grunde angefangen, die nach mancherlei Unfällen und beträchtlichen Änderungen des ursprünglichen Planes zwanzig Jahre später zur Vollendung kam. Gleichzeitig erhielt die stattliche Pfarrkirche in Saalfelden die Gestalt einer romanischen Basilika. Mehrere kleinere Kirchenbauten und insbesondere auch „Gothisirungen“ gingen nebenher; ihre Reihe setzte sich ununterbrochen bis heute fort. Das an Kirchen schon so reiche Ländchen erhielt in diesen Jahren nicht weniger als 17 Neubauten, wovon 5 auf die Stadt entfallen, an Stelle älterer oder als frihen Zuwachs. Besonders verdienen hierunter genannt zu werden die schönen gothischen Kirchen zu Bad-Gastein, Bruck im Pinzgau und die Herz Jesu-Kirche zu Salzburg, sämmtlich nach Plänen des Oberbaurathes und Dombaumeisters Friedrich Freiherrn von Schmidt in Wien erbaut. Auch die evangelischen Kirchen in der Stadt und in Bad-Gastein verdienen als gefällige und stilvolle Bauten Erwähnung. Daß hierzu noch unzählige Restaurirungen alter Kirchen in Bau wie Ausstattung kamen, Gelungenes und Mißlungenes, wie man es heutzutage allwärts trifft, haben wir kaum nöthig zu bemerken. Nicht ohne Interesse ist die jüngste, eben in Vollendung begriffene Kirche des sogenannten Zufluchtshauses zum heiligen Josef nahe der Stadt. Sie ist die erste, die trotz der Herrschaft der mittelalterlichen Baustile sich wieder in reinen Formen der Renaissance darstellt und damit eine abermalige Rückkehr auch der kirchlichen Architektur zu diesem so oft als unfirchlich verleumdeten Stile signalisirt, wenigstens einen ersten Schritt dazu bedeutet.

Die profane Bauhätigkeit, deren Hauptfeld naturgemäß im Bereiche der Stadt liegt, gelangte etwas später in Fluß, nahm aber einen unverhofft raschen und energischen Aufschwung. Den Anstoß hierzu gab eine Kette von Ereignissen, die für Stadt und Land auch in anderen Beziehungen erwünscht und glückverheißend waren. Als solche bezeichnen wir hier nur die 1850 erfolgte Erhebung des Herzogthums Salzburg zum selbständigen Kronlande und damit der Stadt Salzburg zum Range einer Provinzialhauptstadt mit autonomer Gemeindeverfassung, die 1860 eröffnete Eisenbahnverbindung mit Wien und München sowie die Aufhebung des Festungszwanges, der die theilweise schon früher begonnene Niederlegung der Wälle, Ausfüllung der Gräben, Abbrechung entbehrlich und lästig gewordener Thore, endlich eine planmäßige Regulirung des Salzachflusses und Anlegung der reizenden Quais längs seiner Ufer auf dem Fuße folgte. Damit war für die entfesselte Stadt neuer Lebensstoff, Luft und Raum und mancher andere Keim des Aufschwunges gewonnen. Gefördert durch hochherzige Schenkungsacte des Monarchen, durch die Energie und Großmuth von Gönnern und Freunden, durch einträchtiges Zusammenwirken der Bürgerschaft und endlich — last not least — durch einen bis

dahin ungekauften jährlich anwachsenden Fremdenstrom begann die Periode einer frischen, fröhlichen Stadterweiterung. Sie schuf in wenig mehr als zwei Jahrzehnten erstaunlich Vieles, erstaunlich zumal, wenn man es mit der früheren Stagnation in Vergleich zieht und das bescheidene Maß der Kräfte in Anschlag bringt. Außer zahlreichen und zum Theil kostspieligen Communalbauten praktischen Zweckes — es gab viel Versäumtes der früheren

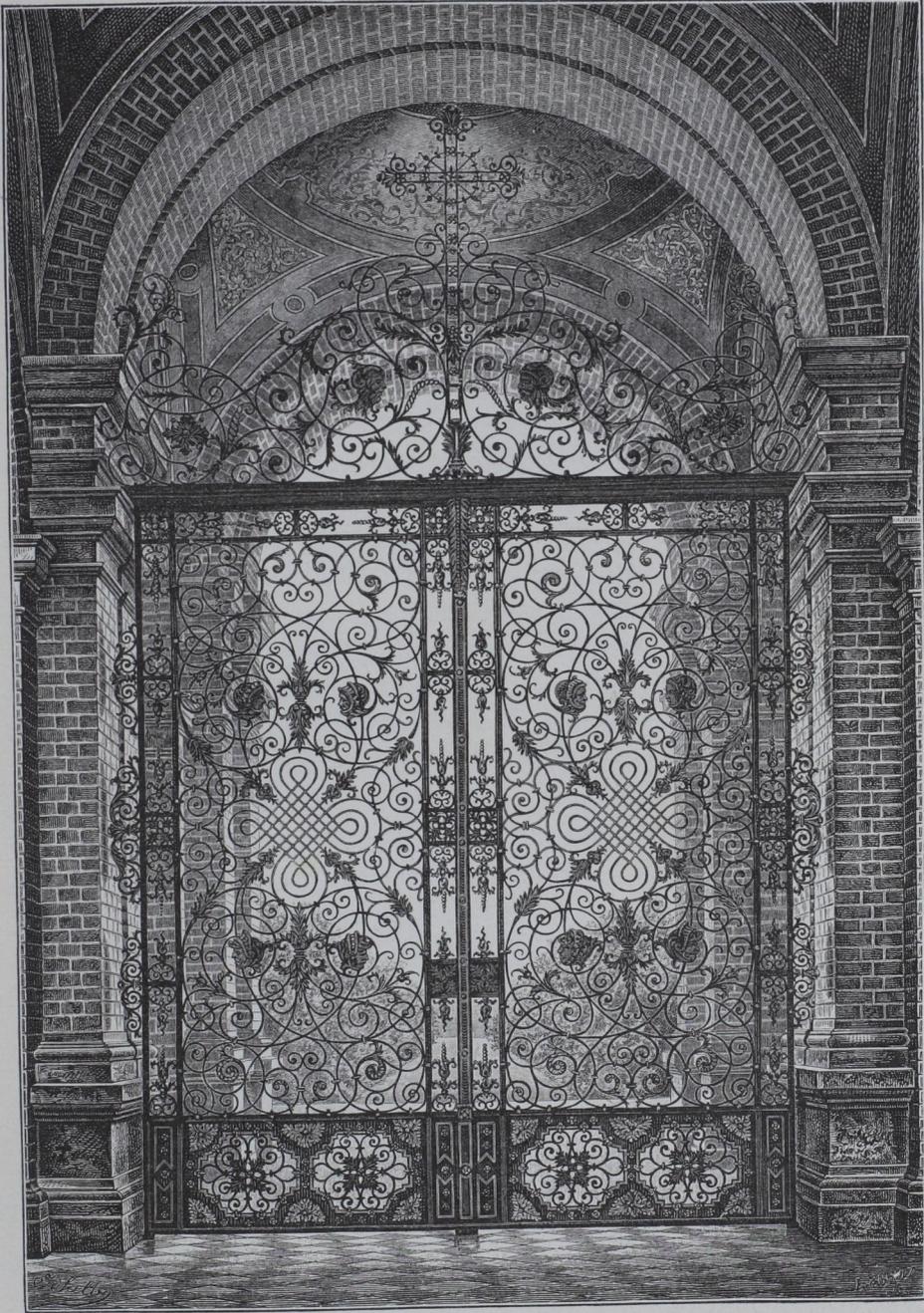


Das Vestibul des neuen Friedhofs der Stadt Salzburg.

Jahre nachzuholen — erhoben sich Bauwerke von ansehnlichem Umfange, künstlerischem und selbst monumentalem Rang. Diese waren, um nur das Bedeutendste aufzuführen, ein elegantes Kurhaus mit Saal, Schwimmanstalt und Bädern aller Art, ein großes Communal schulgebäude, ein in edelstem Barockstile erbautes Künstlerhaus, ein hübscher Bazar und mehrere stattliche Hotels. Gleichzeitig errichteten einige geistliche Corporationen ansehnliche Gebäude für religiöse und humanitäre Zwecke. Dazu kamen an hundert modern und zum Theil luxuriös gebaute Wohn- und Miethhäuser, an ihrer Spitze sogar zwei

grandiose Zinspaläste, Prunkstücke der Architektur, die allerdings über die Dimensionen der Stadt hinausgreifen und besser in die Wiener Ringstraße passen würden. Auch die vier schönen Brücken über die Salzach, sämtlich aus Stein und Eisen construiert, und eine vorzügliche Trinkwasserleitung, ein hydrotechnisches Musterwerk, das einen Überfluß köstlichen Quellwassers aus dem bekannten Fürstenbrunnen am Untersberge der Stadt zuführt, dürfen als Errungenschaften dieser jüngsten Zeit nicht unerwähnt bleiben. Rechnet man endlich noch die Menge von Villen und anderen Gebäuden, welche im nächsten Umkreise der Stadt entstanden und die Vororte auf das Doppelte ihres Umfanges und darüber ausdehnten, so darf man ohne Übertreibung sagen, daß Salzburg in diesen paar Decennien eine dritte Blütezeit der Architektur, von den früheren grundverschieden und ihnen doch an Fruchtbarkeit nicht nachstehend, erlebt hat. Sie brachte namentlich den bürgerlichen Häuserbau, der, in Altsalzburg von den Kirchen, Klöstern und fürstlichen Prachtbauten zurückgedrängt, ein Stiefkind geblieben war, zu Ehren und füllte damit eine Lücke der architektonischen Entwicklung aus. Das anmuthig heitere Neue verbindet sich mit dem Ernste und der Würde des Alten so glücklich, daß man heute die verjüngte Stadt im Rahmen einer herrlichen Landschaft mit Recht als eine Perle unter den Städten Oesterreichs und Deutschlands preist. Sie hätte sich solche Auferstehung vor fünfzig Jahren kaum träumen lassen.

Von den Lebenden zu den Todten. Vielleicht das Schönste, jedenfalls das Monumentalste, was unsere Zeit in Salzburg geschaffen hat, monumental im strengen Sinne des Wortes, ist sein neuer Communal-Friedhof. Stilvolle und künstlerisch geadelte Architektur verbinden sich hier mit der Pracht der Lage zu einem Ganzen von erhebender Wirkung. Wenn gänzlich vollendet, wird diese Todtenstätte zu den schönsten auf deutschem Boden zählen. Das Anwachsen der Stadt hatte ihre alten, den sanitären Anforderungen nichts weniger als entsprechenden Friedhöfe derart überfüllt und mit Gebäuden umspinnen, daß die Errichtung eines neuen in angemessener Entfernung, Lage und Größe, sowie mit den vom Zeitfortschritte gebotenen Einrichtungen für die Stadtgemeinde zur unabweißbaren Pflicht wurde. Sie entledigte sich derselben mit großem Aufwande von Mitteln und in glücklichster Weise. Das ausgedehnte Leichenfeld, ein Viereck mit schwach ausgerundeten Seiten bildend, zeigt als Front einen langgestreckten Colonnadenbau mit Eckpavillons und einer hohen Bogenhalle als Haupteingang und Durchfahrt in der Mitte. Das Ganze ist in reinem Renaissancestile aus Ziegeln in der Naturfarbe mit mehrfacher Abtönung aufgeführt. Eine große Freitreppe aus weißem Marmor und Granit nebst einer in weitem Kreise gezogenen Auffahrtsstraße führen zum Vestibule, dessen Glanzstück ein prächtiges Eisengitter, eine Meisterleistung des hiesigen Kunsthandwerks, bildet. Den runden, mit Gartenanlagen belebten Vorplatz ziert als Mittelpunkt ein mächtiger Obelisk aus belgischem Granit, zum Andenken der Gefallenen des heimischen Infanterieregiments Nr. 59

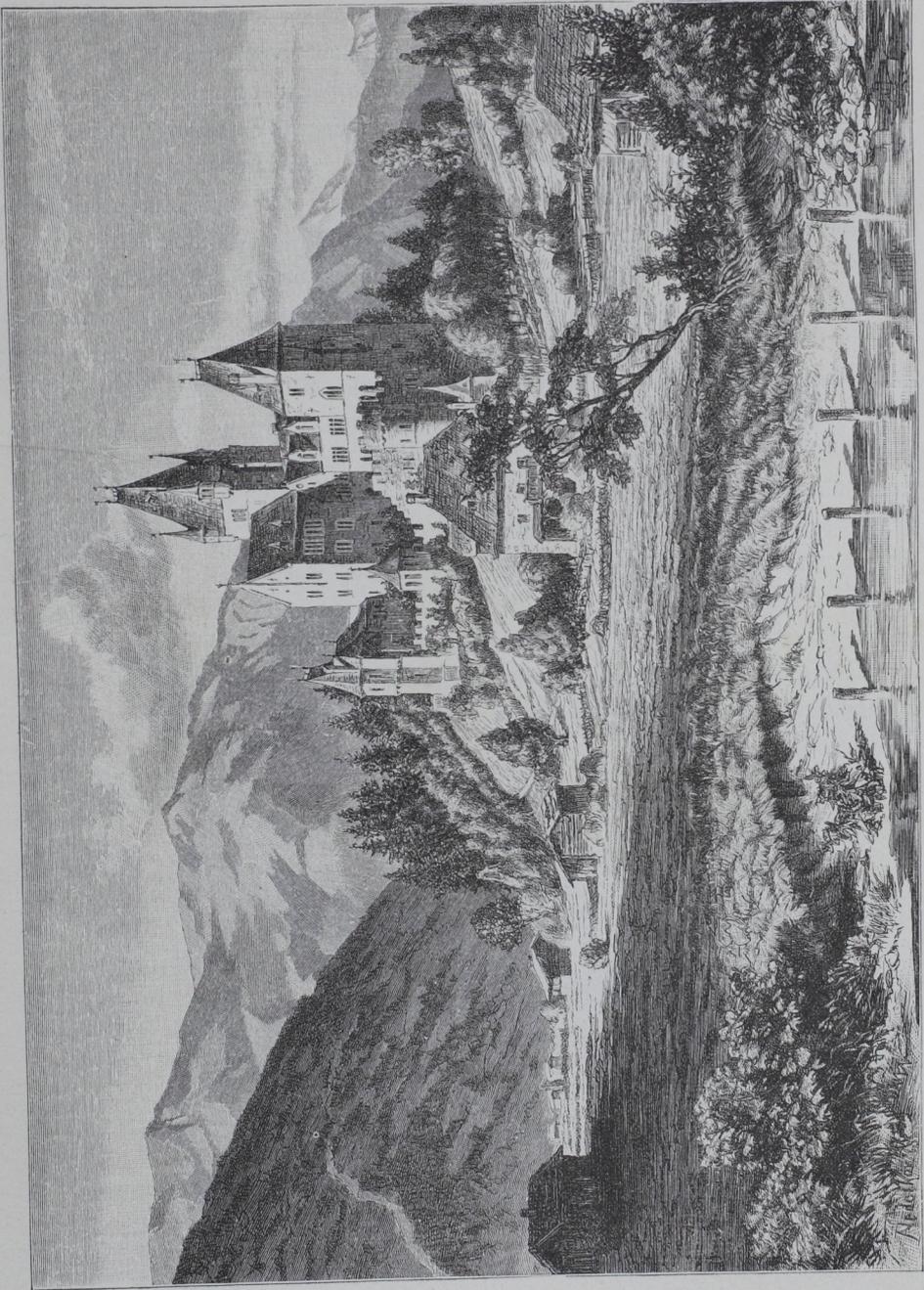


Das Thorgitter des neuen Friedhofs der Stadt Salzburg.

bei der Jubelfeier seines zweihundertjährigen Bestandes im Jahre 1882 errichtet. Daß der Friedhof sich allgemach auch mit Epitaphien und Denkmälern verschiedenster Gestalt und Größe, darunter auch solchen von höherem Kunstwerthe, füllt, bedarf keiner Erwähnung.

Um dem bisher befolgten Plane getreu als Letztes noch einen Blick über die Stadt hinaus auf das Land Salzburg zu werfen, können wir auch von diesem manches Erfreuliche melden. Auch hier rief die Neuzeit, besonders in jenen Gauen, welche der lebenerweckende Schienenstrang durchzieht, eine erhöhte Bauhätigkeit, und zwar nicht bloß kirchlichen, sondern noch mehr profanen Charakters hervor. Die Naturreize des Landes begünstigen das Entstehen von Villen, Jagd- und Alpenhäusern und Hotels. Es finden sich darunter schöne, an Orten wie Bad-Gastein und Zell am See auch groß angelegte und elegant ausgestattete Objecte, bei denen der Künstler sein Wort mitzusprechen hat. Die Eisenbahn sowohl als die Kunststraßen, die von den Fünfziger-Jahren an sich fortwährend vermehrt und einen hochachtbaren Stand erreicht haben, weisen interessante, durch Schwierigkeit wie Gediegenheit der Ausführung gleich hervorragende Bauten auf. Hier und da in der Umgegend der Stadt, wie auch bei Hallein und Bischofshofen, erfreuen einige größere Neubauten industriellen Zweckes den Freund des Landes.

Noch haben wir endlich ein paar Schloßbauten monumentaler Bedeutung und künstlerischen Ranges zu nennen, die der neuesten Zeit ihr Entstehen verdanken: das gräflich Arco'sche Schloß Anif zwischen Salzburg und Hallein und das fürstlich Liechtenstein'sche Schloß Fischhorn bei Zell am See im Pinzgau. Beide sind im mittelalterlichen, vorzugsweise gothischen Burgenstile an der Stelle älterer Schlösser gleichen Namens vom Grunde neu erbaut und bilden durch reiche Architektur, malerisch lebendige Gruppierung und reizvolle Lage wahre Schmuckstücke des Landes. Gilt dies schon vom Schlosse Anif, das seine schöne Gestalt in einem großen Teiche spiegelt, so noch mehr von Fischhorn, einem Werke des Dombaumeisters Friedrich von Schmidt in Wien. Das herrliche Bauwerk mit seinen Giebeln und Thürmen, Zinnen und Erkern, Alles in Rohbau mit kräftig gemeißelten Gliederungen, Gesimsen, Fenster- und Thüreinfassungen zc. durchgeführt, von sanfter Höhe weit über das Thal leuchtend, darf ein Juwel der Gegend genannt werden. Die Innenräume beider Schlösser zeichnet eine dem Baustil entsprechende werthvolle Ausstattung und Einrichtung aus. Beim Vergleiche beider läßt sich freilich auch der Fortschritt nicht verkennen, den das Verständniß und die Formenbildung der Gothik seit den Vierziger-Jahren, der Erbauungszeit des Schlosses Anif, gemacht hat; dem kunstfreundlichen Bauherrn dieses Schlosses wäre dazumal eben noch kein Meister von der Bedeutung eines Freiherrn von Schmidt zu Gebote gestanden. Wie manches alte prächtig gelegene Schloß gäbe es noch im Lande, das vom Ruin bedroht nach dem gleichen Glücke solcher Bauherren und eines solchen Meisters sehnsüchtig ausschaut!



Das Schloss Nishoren bei Bell am See.

Salzburg kann seine alten Bau- und Kunstwerke nicht sorgsam genug hegen und pflegen. Sie bestimmen seine Individualität und bieten in ihrer Gesamtheit, von anderem Nutzen abgesehen, einen Schatz von Lehrstoff und Vorbildern, der seine anregende und befruchtende Kraft niemals, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht ganz verlieren wird. Ihm ist es zum guten Theile zu danken, daß Kunst und Kunstgewerbe mannigfacher Art in Salzburg noch heute eine gegen früher zwar bescheidene, aber keineswegs verarmte Heimat finden. Was in dieser Hinsicht der einstigen geistlichen Residenzstadt unter dem Umschwunge der Verhältnisse verloren ging, fand auf anderer Seite wieder manchen erfreulichen Ersatz. Das allgemeine Aufleben in Stadt und Land, dessen wir oben gedacht, kam nicht der Architektur allein, sondern dem Kunstbetriebe jeder Art zugute. Durch Errichtung einer reich dotirten Staatsgewerbechule wurde eine unschätzbare, bisher entbehrete Pflanzstätte künstlerischer und gewerblicher Bildung geschaffen, deren wohlthätige Wirkung bereits vielfach zutage tritt. Der Bau- und Restaurirungseifer der geistlichen Kreise, die ansehnlichen Staats-, Landes- und Communalbauten, die Niederlassung höchster und hoher Gönner der Kunst verbreiten nach den verschiedensten Seiten Thätigkeit und Antrieb zum Fortschritte. Es gäbe hier — auch ganz abgesehen von Neu-Salzburgs genialstem Sohne, Hans Makart, der mit seiner künstlerischen Entwicklung München und Wien angehört — manchen hochachtbaren Meisternamen, dessen sich die Stadt jüngstens wieder rühmen kann, zu nennen. Wir schließen mit dem Wunsche, daß der freundliche Stern, der über dem heimischen Kunst- und Gewerbeleben wieder aufgegangen ist, ihm lange tren bleiben möge.

